

Holzarbeiter

Zeitung

Organ des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes

Erscheint wöchentlich am Sonnabend. Bezugspreis 50 Pf. im Monat. Inserate nach Tarif. Arbeitvermittlungen 50 Pf., Verbandsanzeigen 30 Pf. die sechsgepaltene Millimeterzeile. Redaktion und Expedition: Berlin SO 16, Am Köllnischen Park 2. Fernruf P7 (Jannowitz) 6246.

Nr. 36

Berlin, den 5. September 1931

39. Jahrgang

Der Ansturm gegen die Hauszinssteuer

Auf den ersten Blick sehen die Kampffronten eigenartig aus: Gegen die Hauszinssteuer, die, oberflächlich betrachtet, als eine Massenbesteuerung erscheint, hat sich ein Sturm von seiten mächtiger Besitzkreise erhoben, während der ADGB, in seiner Kundgebung die Hauszinssteuer in ihrer vollen Höhe verteidigt. Noch etwas Eigenartigeres geht vor sich: Von bürgerlicher Seite wird vielfach der Vorschlag gemacht, die Beseitigung oder Senkung der Hauszinssteuer mit einer Mietensenkung zu verbinden, während die Kundgebung des ADGB, die Frage der Mietensenkung nicht anschnidet.

Wie lassen sich diese Widersprüche erklären? Sind plötzlich die bürgerlichen Interessenten zu Freunden und Vertretern der arbeitenden Bevölkerung und die Gewerkschaften zu ihren Feinden geworden? Oder hat vielleicht die Beseitigung der Hauszinssteuer eine andere Bedeutung als die Aufhebung einer Belastung der arbeitenden Bevölkerung? Prüfen wir die Zusammenhänge näher, dann wird es nicht schwerfallen, die Stellung der kämpfenden Parteien zu verstehen.

Die Hauszinssteuer war von Anfang an als eine reine Aufwertungssteuer eingeführt worden. Sie sollte, da die Entwertung der Vorkriegshypotheken durch die Inflation zu einer unumstößlichen Tatsache geworden war, einen Teil der Ansprüche der Hypothekengläubiger an die Hausbesitzer auf den Staat übertragen. Von der Entwertung der Hypotheken sollten nicht die Hausbesitzer Nutzen ziehen, sondern die Allgemeinheit. Und es verband sich damit der weitere Gedanke, die Mittel, die auf diese Weise aufkamen, für den Wohnungsbau zur Verfügung zu stellen, also indirekt den Mietern wieder zuzuführen. Und tatsächlich wurde bis zur Notverordnung vom 1. Dezember 1930 ungefähr die Hälfte des gesamten Aufkommens aus der Hauszinssteuer dem Wohnungsbau zugeführt.

Wer wird also durch die Hauszinssteuer belastet? Die Hausbesitzer nicht, denn ihr Eigenkapital verzinst sich genau so gut wie vor dem Krieg, wo sie auch den grössten Teil des Mietertrags an die Hypothekengläubiger abführen mussten. Die Mieter werden auch nicht belastet, denn sie können keinen Anspruch darauf erheben, für die von ihnen gekaufte Ware „Wohnungsnutzung“ einen Preis zu zahlen, der tief unter den Produktionskosten dieser Ware liegt. Und das wäre der Fall, wenn die Mieten der Altwohnungen um die Hauszinssteuer niedriger wären. Träger der Hauszinssteuer sind also eigentlich nur die Hypothekengläubiger. Aber auch sie können sich darüber nicht beklagen, denn ihre

Ansprüche wurden mit 25 Prozent aufgewertet, also ohnehin schon wesentlich höher als die Ansprüche aller anderen Gruppen von Inflationsgeschädigten. Unter diesen Gesichtspunkten erscheint also die Hauszinssteuer als eine sehr gerechte Steuer; berücksichtigt man, dass sie bis zur erwähnten Notverordnung die wichtigste Stütze des Wohnungsbaues war, so erscheint sie auch als eine sehr soziale Steuer.

Die Kreise, die heute auf eine Beseitigung oder Senkung der Hauszinssteuer hindrängen, haben freilich kein Interesse an gerechten und sozialen Steuern, ihnen kommt es nur auf ihre eigenen privatwirtschaftlichen Vorteile an. Nur verkleiden sie geschickt ihren Interessentenstandpunkt mit volkswirtschaftlichen Argumenten. Da ist der Führer der Hausbesitzerorganisationen, Humar, der einen grössten Plan zum Umbau der Hauszinssteuer entworfen hat: Was er eigentlich will, lässt sich in ein paar Worten sagen: Er verlangt eine Senkung der Hauszinssteuer von 1100 bis 1200 Millionen Mark, die im nächsten Jahr noch aufkommen würden, auf 300 Millionen Mark, wobei der Rest von etwa 800 bis 900 Millionen Mark einfach in die Taschen der Hausbesitzer verschwinden soll. Den Mietern soll kein Pfennig davon zufließen.

Aber um diesen Raubzug auf die Taschen des Volkes als eine volkswirtschaftliche Tat hinzustellen, umkleidet Humar seine unverschämte Forderung mit einem grossen phantastischen Projekt, das die Umwandlung der Hauszinssteuer in eine Rentenschuld und die Ablösung dieser Rente mit Hilfe der Hypothekenbanken vorsieht; die abgelösten Renten sollen zur Grundlage für die Beschaffung eines Milliardenkredits für das Reich gemacht werden. Der Staat würde also zu Geld kommen, dem „notleidenden“ Hausbesitzer wäre geholfen, der Realkreditmarkt würde sich beleben. Wie aber würde der Steuerausfall von 800 bis 900 Millionen Mark gedeckt, und wie würde der Wohnungsbau wieder in Gang gebracht werden? Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Von anderen Seiten wird der scheinbar sozialere Vorschlag gemacht, die Beseitigung der Hauszinssteuer mit einer Mietensenkung zu verbinden. Dabei wird darauf hingewiesen, dass sich die Preissenkung bisher deshalb in den Lebenshaltungskosten so wenig ausgewirkt hat, weil die Mieten starr geblieben sind, die einen grossen Teil der Lebenshaltungskosten ausmachen. Hier guckt der Pferdehuss recht deutlich hervor. Man spricht von den Lebenshaltungskosten und

man meint die Löhne. Man möchte gerne eine Rechtfertigung für den weiteren Lohnabbau und sieht in einer Mietensenkung den willkommenen Anlass für neue Lohnsenkungen. Aber ganz abgesehen von der Frage, wie dann die Mieter der Neubauwohnungen ihre Mieten aufbringen solien, die doch durch diese Aktion nicht gesenkt werden könnten, bleibt diese Rechnung auf jeden Fall eine Milchmädchenrechnung. Denn es harret immer noch die Frage ihrer Beantwortung, wie der Steuerausfall von einer Milliarde oder noch mehr (bei völliger Beseitigung der Hauszinssteuer) gedeckt werden soll. Schwimmt der Staat heute in solchem Überfluss, dass er eine Steuermilliarde verschenken kann? Wird vielleicht für die Arbeitslosen so glänzend gesorgt, dass man an den Ausgaben für sie noch sparen kann? Es müsste also für den Milliardenausfall Ersatz geschafft werden. Und er würde, wie heute die politischen Machtverhältnisse liegen, wohl nur in neuen Massensteuern, wahrscheinlich in einer Erhöhung der Umsatzsteuer, gefunden werden.

Die Rechnung würde dann also für die arbeitende Bevölkerung so aussehen: Zunächst würden zwar die Mieten der Altwohnungen gesenkt werden, was aber auch nur für diejenigen Mieter von Altwohnungen einen Vorteil bedeuten würde, die heute keine Mietenermässigung durch ganzen oder teilweisen Erlass der Hauszinssteuer geniessen.

Fördert die Bautätigkeit

Der Umfang der Bautätigkeit beeinflusst in starkem Masse die ganze Wirtschaftslage. Ganz besonders auch die der Holzindustrie. Die deutsche Nutzholzernte wandert, soweit sie nicht vom Bergbau und der Zelluloseindustrie konsumiert wird, zum weitaus grössten Teil auf dem Umweg über die Sägewerke, Sperrplattenfabriken und weiterverarbeitende Industrie auf den Baumarkt. Man schätzt, dass etwa vier Fünftel der deutschen Schnittholzerzeugung und der Schnittholzeinfuhr unmittelbar in Bauten Verwendung finden. Vom restlichen Fünftel steht wiederum der grösste Teil mittelbar mit dem Baumarkt in Verbindung; so ist z. B. die Möbelindustrie ganz überwiegend von der Gestaltung des Wohnungsbaues abhängig. Unabhängig vom Baumarkt ist im wesentlichen nur der Teil der Schnittholzproduktion, der für Zwecke der Verkehrsmittelindustrie und des Transportgewerbes Verwendung findet. Die Bautätigkeit ist für das Schicksal der Holzindustrie also von entscheidender Bedeutung.

Mit dem Anstieg der Baukonjunktur nach der Stabilisierung kamen auch für die Holzindustrie gute Zeiten. Der Wert der baugewerblichen Produktion, der 1924 nur 3,4 Milliarden Mark betrug, hat sich bis 1928, dem Jahr mit der besten Konjunktur, auf 8,9 Milliarden Mark erhöht; das ist eine

Aber diese Erleichterung würde sehr bald durch eine neue Lohnabbauwelle ausgeglichen werden, und dann würden durch Erhöhung der Umsatzsteuer die Warenpreise steigen oder sonstige neue Massenbelastungen eingeführt werden. Diejenigen Arbeiter aber, die in Neubauwohnungen sitzen oder Besitzer eigener Häuschen sind oder bisher Ermässigungen oder Befreiungen von der Hauszinssteuer geniessen, würden bloss in den „Genuss“ des Lohnabbaues und der Preiserhöhungen bzw. sonstiger Massenbelastungen kommen. Versteht man jetzt, warum die Gewerkschaften von der Aussicht auf eventuelle Mietensenkungen so wenig begeistert sind und sich dafür ihre Zustimmung zur Senkung oder Beseitigung der Hauszinssteuer nicht abkaufen lassen wollen?

Und dazu kommt nicht zuletzt die Frage des Wohnungsbaues, die nach Durchführung dieser Pläne völlig in der Luft hängen würde. Heute schon liegt mitten im Sommer mehr als die Hälfte der Bauarbeiter auf der Strasse, weil die Mittel für den Wohnungsbau aufs schärfste verknappt wurden. Immerhin werden aber noch einige Hunderte Millionen aus der Hauszinssteuer für diesen Zweck verwendet. Werden aber die Pläne auf Beseitigung oder radikale Senkung der Hauszinssteuer verwirklicht, dann würde die wichtigste Quelle des Wohnungsbaues verstopft und damit ein Instrument zur Ankurbelung der Konjunktur zerschlagen werden. Aus allen diesen Gründen kann es für die Gewerkschaften nur die eine Parole geben: Hände weg von der Hauszinssteuer!

A. Braunthal.

Steigerung um mehr als das Zweieinhalbfache. Selbst wenn man berücksichtigt, dass das Jahr 1924 noch unter den Nachwirkungen der Geldentwertung zu leiden hatte und daher vorzieht, von einem der beiden folgenden Jahre auszugehen, kommt man immer noch zu einer Steigerung von 50 bis 60 Prozent. Keine andere Industrie hat in diesen Jahren ihre Leistungen auch nur ähnlich stark gesteigert, von den neuen Industrien, wie z. B. Radio-, Kunstseide-, Autoindustrie, natürlich abgesehen.

Seit 1928 ist ein erheblicher Rückgang eingetreten. 1929 bahnte er sich erst zögernd an, 1930 aber war er bereits in vollem Gange, und in diesem Jahre werden wir einen neuen Tiefstand erleben. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird die Bautätigkeit dieses Jahres nicht wesentlich grösser sein als die des Jahres 1924; mehr als 4 Milliarden Mark Umsatz wird das Baugewerbe aber unter keinen Umständen erreichen. Wie ungeheuerlich dieser Rückschlag ist, mag man daraus ersehen, dass er hinter der pessimistisch sein wollenden Vorschätzung, die das Institut für Konjunkturforschung Ende März dieses Jahres abgab, um etwa ein Drittel zurückbleiben wird.

Seit der Stabilisierung sind nunmehr acht Jahre verflossen, und wenn man die wirtschaftliche Entwicklung in dieser Zeitspanne verfolgt, kann man nicht übersehen,

dass die allgemeine Konjunktur mit der Baukonjunktur parallel ging. Es mag unentschieden bleiben, ob die Baukonjunktur die allgemeine Konjunktur getragen hat oder ob das Verhältnis von Ursache und Wirkung umgekehrt lag. So viel steht jedenfalls fest, dass an eine fühlbare Entspannung der jetzigen Krise nicht zu denken ist, wenn es nicht gelingt, die Bautätigkeit in Gang zu bringen. Dies aber ist mehr eine politische als eine wirtschaftliche Frage. Untersuchen wir die Bautätigkeit des näheren, so machen wir die Wahrnehmung, dass der Rückschlag nicht so sehr von wirtschaftlichen als von politischen Umständen beeinflusst worden ist, denn gerade die Bautätigkeit, die lediglich von wirtschaftlichen Überlegungen abhängt — der sogenannte gewerbliche Bau — hat zum Entstehen der Krise verhältnismässig wenig beigetragen.

Das Schwergewicht der Krise liegt im Wohnungsbau, und ganz besonders in der Bautätigkeit für die öffentliche Hand. Es ist bekannt, welche Umstände hier so stark drosselnd gewirkt haben; einmal der Sturm der öffentlichen Meinung gegen die Finanzpolitik der Gemeinden, dann der Angriff der vereinigten bürgerlichen Parteien gegen die Haussteuer. Die Erfolge der bürgerlichen Parteien in diesen beiden Punkten rückgängig zu machen, ist jetzt im wesentlichen eine Frage des guten Willens, da die Erkenntnis von der berühmten Schlüsselstellung der Bauindustrie bei der Regierung wieder Eingang zu finden scheint, nachdem sie monatelang von den hervorragendsten Ministern bei jeder Gelegenheit geleugnet worden war.

Worauf beruht nun der tiefe Einfluss der Bautätigkeit auf die Konjunktur? In der Vorkriegszeit vor allem darin, dass der Baumarkt das praktisch unausfüllbare Reservoir für die Überschüsse des Kapitalmarktes war, die sonst keine Anlagemöglichkeit fanden. In der Gegenwart, der diese Sorgen fremd sind, vor allem darin, dass der Baumarkt das praktisch ebenso unausfüllbare Reservoir für die Arme der Arbeitslosen ist, wozu übrigens bemerkt sei, dass er diese Funktion schon vor Jahrhunderten ausgeübt hat. Der Baumarkt kann aber nicht nur ungeheure Mengen von Arbeitslosen überhaupt aufnehmen, sondern er nimmt sie, was für die Gegenwart besonders wichtig ist, ohne jede Verzögerung auf; da Bauten nämlich nicht auf Vorrat produziert werden, muss jeder neue Auftrag nicht, wie in der Industrie, zur Verkleinerung der Warenlager, sondern zu sofortiger Inangriffnahme der Produktion führen. Dasselbe gilt in hohem Grade für die wichtigsten Baustoffindustrien. Der dritte arbeitsmarktpolitische Vorzug der Bauförderung ist, dass der Arbeitsprozess bisher sehr wenig mechanisiert ist; nur in der Materialbewegung sind hierin Erfolge erzielt worden, die eigentliche Bauarbeit geht aber noch in derselben handwerklichen Weise vor sich wie zu Pharaos Zeiten. Infolgedessen setzt sich im Baugewerbe ein ganz besonders hoher Anteil der Auftragssumme in Löhne um; bei Bauten, wo der Bauherr die Materialbeschaffung selbst übernimmt, wie es bei gewissen Tiefbauten der Fall ist, sind 75 bis 80 Prozent der Kosten Löhne. Unternehmer, die darauf aus sind, den Lohnanteil aus rein politischen Gründen besonders hoch zu veranschlagen, haben den Satz von 80 Prozent durch Einbeziehung der in den Baustoffindustrien und auf den Materialtransport entfallenden Löhne verallgemeinert. Dies ist allerdings des Guten zuviel, denn in vielen Baustoffindustrien, insbesondere aber im Verkehrswesen entfallen hohe Prozentsätze auf den Kapitaldienst für die Investitionen. Es kann an unseren Feststellungen aber nichts ändern, wenn der Lohnanteil dadurch um 5 oder 10 Prozent sinkt. Die Belebung der Wirtschaft durch Stärkung der Massenkauferkraft ist durch Bauarbeit stets am wirksamsten und nachhaltigsten garantiert.

Diese günstigen Wirkungen sollen allerdings von Schäden auf anderen Gebieten begleitet sein. So wird insbesondere hauptsächlich umfangreiche Bautätigkeit hinderlich zu viel Kapital; diese These hat in dem sogenannten Oktoberprogramm der Reichsregierung eine verhängnisvolle Rolle gespielt und in dem bisher erlassenen Notverordnungen ihren Niederschlag gefunden. Man könnte sie einfach damit abtun, dass

man sie als das hinstellt, was sie ist, nämlich als ein aus Opportunitätsgründen herbeigezogenes Beweisstück, das dem Umfall der Regierung in der Baupolitik wissenschaftlich fundierte Berechtigung geben soll. Das besagt eigentlich genug. Es verdient aber, betont zu werden, dass der Präsident des Statistischen Reichsamts in einem Vortrag vor der Bauindustrie kürzlich festgestellt hat, der Kapitalverbrauch für Bauten sei während der letzten Jahre in Deutschland nicht grösser gewesen als in anderen hochkapitalistischen Ländern, wenn man ihn am Volkseinkommen misst. Damit ist die Behauptung der Regierung von berufener Stelle widerlegt. So bleibt nichts übrig, was den Vorteilen einer weitreichenden Bauförderungspolitik entgegengesetzt werden könnte. Ferdinand Falk.

Krisenbilanzen

Wie alljährlich, veröffentlicht das Statistische Reichsamt auch dieses Jahr in der Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik“ eine Bilanzanalyse der Aktiengesellschaften, die am 31. Dezember abschliessen. Damit ist ein Überblick über die geschäftlichen Ergebnisse des Krisenjahres 1930 ermöglicht. Die vom Statistischen Reichsamt durchgeführte Bilanzuntersuchung umfasst 1423 Aktiengesellschaften mit einem Nominalkapital von rund 11,3 Milliarden Mark. Das sind, gemessen an der Kapitalmacht, rund 80 Prozent aller Aktiengesellschaften, deren Geschäftsjahr mit dem Kalenderjahr identisch ist. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sollen im folgenden dargelegt werden.

Am 31. Dezember 1929 schlossen 84 Prozent der untersuchten Unternehmungen mit Gewinn und 16 Prozent mit Verlust ab. Ein Jahr später, also am 31. Dezember 1930, wiesen noch 74 Prozent aller Gesellschaften einen Gewinn aus, während sich der Anteil der mit Verlust abschliessenden Unternehmungen entsprechend auf 26 Prozent erhöhte. Diese Darstellung ist indes sehr schematisch. Sie setzt Aktiengesellschaft gleich Aktiengesellschaft und lässt den Unterschied zwischen dem Konzern mit mehreren hundert Millionen Mark Aktienkapital und der kleinsten Aktiengesellschaft unberücksichtigt. Es ist deshalb notwendig, nicht die Zahl der Gesellschaften, sondern das durch sie repräsentierte Kapital als Vergleichsgrundlage zu nehmen. Und da ergibt sich, dass, gemessen an der Kapitalmacht, am 31. Dezember 1929 rund 92 Prozent mit Gewinn und 8 Prozent mit Verlust abschlossen. Am Schlusse 1930 stellten sich die entsprechenden Prozentziffern auf 85 und 15. Der von allen Gesellschaften erzielte Reingewinn sank im Krisenjahre 1930 von 856 auf 645 Millionen Mark; der Reinverlust erhöhte sich von 128 auf 140 Millionen Mark. Rechnet man Gewinn und Verlust gegeneinander auf, so zeigt sich ein Absinken des Rentabilitätsgrades, also der Verzinsung des Aktienkapitals, um etwa 1 Prozent. Dabei ist allerdings stets zu berücksichtigen, dass hier nur die Posten Reingewinn und Reinverlust als die Rentabilität beeinflussende Faktoren herangezogen sind. In Wirklichkeit gehört die Bewegung der Reserven noch dazu, worauf weiter unten noch näher eingegangen werden soll.

Jede Änderung, die an einem Bilanzposten links oder rechts vorgenommen wird, verändert den Reingewinn oder Reinverlust. Dessen gegenüber dem Vorjahre veränderter Stand geht also auf die verschiedensten Kontenänderungen zurück, die kurz dargestellt und zur gesamten Wirtschaftspolitik in Beziehung gebracht werden sollen. Zunächst die Verschiebungen auf der Aktivseite. Gegenüber dem Vorjahre zeigen die einzelnen Aktivkonten folgende Veränderungen:

Anlagen	+ 207
Vorräte	- 290
Wertpapiere und Beteiligungen ..	+ 368
Flüssige Mittel	- 97

Der von 8,8 auf rund 9 Milliarden Mark, also um rund 200 Millionen, gestiegene Wert der Anlagen zeigt, dass der vielerwähnte Schrumpfungsprozess im vergangenen Jahre die deutschen Aktiengesellschaften noch nicht erfasst hat, wenigstens kommt er in ihren Bilanzen nicht zum Ausdruck. Die Vorräte haben sich von 25 auf 22 Milliarden vermindert. Ihre absolute Höhe zeigt jedoch, dass nach wie vor ein grosser Teil der Nachfrage aus den noch vorhandenen Lager-

beständen bestritten werden kann, zumal der bilanzmässige Rückgang nicht auch den mengenmässigen zur Voraussetzung zu haben braucht. Erfahrungsgemäss werden die Vorräte in den Bilanzen sehr vorsichtig bewertet und darüber hinaus auch durch Abschreibungen reduziert, da viele Waren durch langes Lagern an Wert einbüßen. Bisher hat die Krise noch nicht den Ausverkauf erzwingen können, da sich die Kartellmacht stärker erwies als das vorhandene Überangebot.

Auffallend ist das auch in der Wirtschaftskrise zu beobachtende Ansteigen des Kontos „Wertpapiere und Beteiligungen“. Es umfasste Ende 1929 noch 3,6 Milliarden und stieg bis zum 31. Dezember 1930 auf rund 4 Milliarden Mark. Die Konzentrationsbewegung, die in Form verstärkter Beteiligungen an anderen Unternehmungen und in Gestalt von Effektenkäufen ihren Ausdruck findet, hat also auch in dem Krisenjahre 1930 angehalten. Ja, ihr Tempo hat sich noch schneller gestaltet als in Zeiten normaler Konjunktur, denn am Jahreschluss 1930 lagen die Effektenkurse ziemlich tief unter dem Stand des gleichen Vorjahrstages.

Die wichtigsten Änderungen auf der Passivseite der Bilanzen im Vergleich zum Vorjahre sind in folgender Tabelle dargestellt:

Eingezahltes Aktienkapital	- 75
Reserven	+ 52
Langfristige Schulden	+ 1337
Kurzfristige Schulden	- 961

Die Verminderung des Aktienkapitals um 75 Millionen Mark ist in erster Linie darauf zurückzuführen, dass bei der letzten Bilanzanalyse des Statistischen Reichsamtes einige kleine Aktiengesellschaften unberücksichtigt geblieben sind, von denen ein Teil während des Geschäftsjahres 1930 den Betrieb eingestellt hat. Den Reservenzuwachs buchen wir als Geschäftsgewinn, denn bilanztechnisch ist es gleichbedeutend, ob der erzielte Gewinn als Reserve oder als Reingewinn eingestellt wird, wobei wir als Arbeiter zweifellos der Auffüllung des Reservenkontos den Vorzug geben, da anderenfalls die erwirtschafteten Summen als Reingewinn dem Aktionär zufließen, an dessen Wohlergehen uns viel weniger liegt als an der finanziellen Stabilität des Unternehmens. Die Verminderung der kurzfristigen Schulden um die beachtliche Summe von annähernd einer Milliarde Mark ist auf jeden Fall ein erfreuliches Zeichen, wenn ihr auch eine noch etwas stärker angestiegene langfristige Schuld gegenübersteht. Zweifellos ist es sehr vielen Unternehmungen im vergangenen Jahre gelungen, ihre kurzfristigen Verpflichtungen in langfristige umzuwandeln, wodurch ein höherer Grad finanzieller Sicherheit erreicht werden konnte.

Die Abschreibungen betragen am letzten Bilanzstichtage 678 Millionen Mark. Sie lagen um rund 16 Millionen unter dem Vorjahresbetrage. Wenn wir dem im Geschäftsjahre erzielten Gewinnsaldo (Reingewinn minus Reinverlust) den Reservenzuwachs hinzurechnen, so ergibt sich die Summe von 557 Millionen Mark. Diese zu dem dividendenberechtigten Aktienkapital in Höhe von 10,2 Milliarden Mark in Beziehung gesetzt, ergibt eine durchschnittliche Verzinsung von 5,5 Prozent, wobei die Verluste und Gewinne gegeneinander aufgewogen sind. Hieraus geht hervor, dass die Rentabilität der deutschen Aktiengesellschaften im Krisenjahre 1930 wohl etwas zurückgegangen ist, dass dieser Rückgang aber in keinem Verhältnis steht zu den Opfern, die der Arbeiterschaft in den verschiedensten Formen zugemutet worden sind. F. V.

Die Arbeitslosigkeit

Die Zählung der Arbeitslosen in den Gewerkschaften ergab für Ende Juli, dass im Reichsdurchschnitt 31,6 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder arbeitslos waren und 18,9 Prozent verkürzt arbeiteten. Die Statistik gliedert die Berufe in die Konjunktur- und die Saisongruppe. Zu der letzteren gehören Bauarbeiter, Zimmerer, Maler, Steinarbeiter und Grobkeramik. Im wesentlichen also das Baugewerbe, das normalerweise im Sommer Hochkonjunktur haben sollte. Tatsächlich beträgt aber die Arbeitslosigkeit in der Saisongruppe durchschnittlich 55,8 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder, während in den Gewerkschaften der Konjunkturgruppe die durchschnittliche Arbeitslosigkeit 26,1 Prozent beträgt.

Die Holzarbeiter zählen nach dieser Einteilung zur Konjunkturgruppe. Der starken Abhängigkeit der Holzindustrie vom Baugewerbe dürfte es wohl zuzuschreiben sein, dass die Arbeitslosigkeit im Deutschen Holzarbeiter-Verband mit 49,2 Prozent dem Durchschnitt in der Saisongruppe ziemlich nahe kommt und in der Konjunkturgruppe nur von den Sattlern mit 50,5 Prozent übertroffen wird. Am stärksten ist die Arbeitslosigkeit bei den Zimmerern mit 62,6 Prozent, dann folgt der Baugewerksbund mit 56,0, die Maler mit 60,3, die Steinarbeiter mit 55,1, die Sattler mit 50,5 und die Holzarbeiter mit 49,2 Prozent Arbeitslosen. Die Verbände mit der geringsten Arbeitslosigkeit sind die Nahrungsmittelarbeiter mit 16,3, Bergarbeiter mit 14,5 und Gesamtverband (Transport- und Gemeindearbeiter) mit 10,8 Prozent Arbeitslosen.

Von den Landesarbeitsamtsbezirken steht im Durchschnitt aller Berufe Südwestdeutschland am günstigsten; hier sind 24,5 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder arbeitslos; am grössten ist die Arbeitslosigkeit in Hessen mit 37,8 Prozent. Im Holzgewerbe ist die Arbeitslosigkeit am grössten in Sachsen mit 57,5 Prozent, am niedrigsten in Westfalen mit 38,9 Prozent. — Es ist ein recht trübes Bild, welches die Arbeitslosenstatistik bietet. Und das sind die Zahlen für Ende Juli: Wie wird es erst im Winter werden?

Mit dieser Frage beschäftigt sich auch das Institut für Konjunkturforschung in seinem letzten Wochenbericht, ohne aber eine Antwort auf sie zu finden. Unter normalen Bedingungen, so erklärt der Herausgeber, sei es verhältnismässig einfach, sich ein Bild über die künftige Entwicklung des Arbeitsmarktes zu machen. Anders in der gegenwärtigen Situation. Der akute Ausbruch der Kreditkrise hat an vielen Stellen an die Fundamente der Wirtschaftsentwicklung gerührt und so den organischen Ablauf der Depression unterbrochen. Solche von aussen her auf die Wirtschaft einwirkenden Ereignisse sind mit den Methoden der Konjunkturforschung nicht vorauszusehen. Auch ihre Folgen entziehen sich jeder quantitativen Voraussicht. Da die Lage auch wirtschaftspolitische Massnahmen notwendig macht, die einen weiteren, für die zahlenmässige Prognose nicht erfassbaren Faktor darstellen, unterlässt es das Institut, eine Voraussage für den Arbeitsmarkt aufzustellen.

Ein Fehltritt

Die Verordnung über die Erhebung der 100.- Mark - Gebühr für Auslandsreisen ist, nachdem sie genügend Unheil angerichtet hat, mit Wirkung vom 26. August wieder aufgehoben worden. Diese Verordnung ist ein Musterbeispiel dafür, wie die Gesetzgebung nicht gehandhabt werden darf. Die erste Kunde von der Absicht dieser gegen die Bevölkerung gerichteten Schikane erhielt die Welt durch eine Rede, die der Minister Treviranus, eben aus einer Kabinettsitzung kommend, am 17. Juli im Rundfunk hielt. Am 22. Juli trat die Verordnung in Kraft. Ihre Wirkung war, dass sie viele Reisepläne zerstörte und im benachbarten Ausland starke Entrüstung auslöste; empfand man doch diese Verordnung als einen gewollten Schlag gegen die Fremdenindustrie dieser Länder.

Der allgemeine Proteststurm, der sich gegen die Verordnung erhob, überzeugte die Regierung davon, dass sie eine grosse Dummheit begangen hatte, aber aus Prestigegründen konnte man sich nicht entschliessen, diese Dummheit wieder rückgängig zu machen. Es wurden Erleichterungen geschaffen. Mitglieder von Touristenvereinen wurden von der Ausreisegeld befreit. Als der Andrang zu diesen Vereinen anschwellte, wurde bestimmt, dass die Mitglieder mindestens einen Jahresbeitrag gezahlt haben müssten, um von der Ausreisesteuer befreit zu sein.

Diese Touristenvereine werden die einzigen sein, die der Aufhebung der Verordnung nachtrauern. Einen nennenswerten Betrag hat die Ausreisesteuer der Reichskasse nicht gebracht, aber sie hat viel Schaden gestiftet, der durch die Aufhebung gegen Ende der Reisezeit nicht wieder gutgemacht werden kann. Es steht zu befürchten, dass die Verärgerung, welche die törichte Verordnung im Ausland erregt hat, lange nachwirken wird. Hoffentlich lernt die Regierung aus diesem Fehltritt, wie man das Notverordnungsrecht nicht handhaben darf.

Gegen die Abdingbarkeit des Tariflohnes

In der letzten Zeit haben verschiedene Unternehmerorganisationen Kundgebungen veranstaltet, um die Öffentlichkeit auf die herrschenden Nöte aufmerksam zu machen. Die schwere Notlage, in der sich viele Gewerbegebiete befinden, kann nicht bestritten werden, es steht aber den Unternehmern schlecht an, über ihre Not zu klagen, wenn sie zu gleicher Zeit allen Fleiss daransetzen, bestehende Tarifverträge zu beseitigen oder sie zu umgehen. Dadurch fördern sie die Schmutzkonkurrenz und steigern die Nöte, über die sie so beweglich klagen.

Dieser Vorwurf trifft auch die Unternehmerverbände in der Holzindustrie. Solange die Wirtschaftsverhältnisse normal waren, legten sie grossen Wert auf die tarifliche Regelung der Arbeitsbedingungen. Sie bekannten sich Jahre hindurch zu dem Grundsatz, dass die deutsche Holzindustrie als zusammenhängender Wirtschaftskörper nur durch eine planmässige tarifvertragliche Regelung von der Lohnseite her vor Schmutzkonkurrenz geschützt werden könne. Heute wäre eine planmässige Lohnregelung nötiger als je. Statt dessen wird das Netz der Tarifverträge von den Unternehmerverbänden immer mehr gelockert. Wo noch tarifvertragliche Bindungen vorliegen, belehrt die Presse der Unternehmerverbände die einzelnen Unternehmer ständig, wie sie am besten den Tarifvertrag umgehen und eine untertarifliche Entlohnung durchführen können.

Zu Beginn der Tarifgemeinschaft im Holzgewerbe haben die damaligen Vertragsparteien Grundsätze aufgestellt, wie die folgenden: Einzelabmachungen, die den Bestimmungen des Tarifvertrages widersprechen, sind ungültig. — Die tariflichen Lohnsätze sind ohne besondere Anforderung der Arbeiter zu zahlen. — Ein tarifgebundener Arbeitgeber darf auch unorganisierte Arbeiter nicht untertariflich entlohnen. — Die vertraglich vereinbarte Arbeitszeit ist durchzuführen, auch wenn die Arbeiter eines Betriebes mit längerer Arbeitszeit zufrieden sind.

Alle diese Grundsätze finden sich in den Entscheidungen der Zentralvorstände, die damals die Funktionen des späteren Haupttarifamtes ausübten. Der Arbeitgeberschutzverband für das deutsche Holzgewerbe hat in der Vorkriegszeit nicht nur an ihrer Aufstellung mitgewirkt, er hat sie auch seinen Mitgliedern als Richtschnur für die Durchführung der Verträge mit auf den Weg gegeben. Auf diese Weise schufen sich die Tarifvertragsparteien im Holzgewerbe, lange bevor es eine gesetzliche Regelung der Tarifverträge gab, ihre eigenen Gesetze, ohne die der Tarifgedanke nie lebensfähig geworden wäre.

Mit den genannten Grundsätzen vergleiche man die Belehrungen, die heute zur „Auflockerung der Tarifverträge“ an die Unternehmer herausgegeben werden. In Rundschreiben und öffentlichen Anzeigen werden die Unternehmer aufgefordert, Lohnfüten zu kaufen mit einem Aufdruck, durch welchen die Arbeiter lieb- und stichfest auf ihren Tariflohn verzichten. Dabei wird dem Unternehmer geraten, ja recht vorsichtig zu Werke zu gehen und in die Verzichtserklärung alle möglichen Sicherheiten einzubauen, da er anderenfalls bei Lohnklagen in seiner, auf untertariflicher Entlohnung aufgebauten Kalkulation, empfindlich geschädigt werden könne.

Leider findet sich kein Gericht, das diese vertragswidrige Tätigkeit der Unternehmer unterbindet. Im Gegenteil, die Unternehmerverbände stützen ihre Ratschläge zur Umgehung der Tariflöhne auf die Entscheidungen des Reichsarbeitsgerichtes, dessen Rechtsprechung die Unabdingbarkeit der Tariflöhne nur noch in der Theorie gelten lässt.

Das Reichsarbeitsgericht erkennt an, dass jeder Arbeiter Anspruch auf den Tariflohn hat, keiner kann im voraus auf ihn verzichten. Es hat aber als Rechtsgrundsatz festgestellt, dass der Arbeiter nachträglich auf einen Teil seines Lohnes zugunsten des Unternehmers verzichten kann. Diese Verzichtserklärung muss freiwillig sein; sie ist ungültig, wenn der Arbeiter bei der stillschweigenden Annahme des untertariflichen Lohnes oder bei der Abgabe mündlicher oder schriftlicher Ver-

zichtserklärungen unter wirtschaftlichem Druck stand.

Der Streit der Rechtsgelehrten dreht sich jetzt um die Frage, was unter dem Begriff „wirtschaftlicher Druck“ zu verstehen ist, und in welchen Fällen ein solcher Druck angenommen werden darf. Anscheinend findet sich das höchste Gericht darin selbst nicht mehr zurecht. Öfters wird der Streitfall an die Vorinstanz zurückverwiesen und dieser eine Belehrung für die zu treffende Feststellung gegeben. Einmal geht diese Belehrung dahin, dass der Arbeiter sittenwidrig handelt, wenn er sich untertariflich entlohnen lässt, um später doch noch den Tariflohn einzuklagen. Ein anderes Mal heisst es aber, wie in dem Urteil des Reichsarbeitsgerichtes vom 6. Juni 1931 (639/30):

„Es entspricht nicht Treu und Glauben innerhalb eines tariflich geordneten Arbeitsverhältnisses, dem Arbeitnehmer mit einer Folge aufgezwungener Ausgleichquittungen oder ähnlicher Mittel die ihm tarifvertraglich und damit durch zwingendes Arbeitsvertragsrecht gewährten Rechte durch Ausübung wirtschaftlichen Druckes planmässig wieder zu entziehen, um sich damit zugleich einen Vorsprung in der Lohnlast vor solchen Wettbewerbern zu sichern, die den Tarifvertrag in seinem Geiste erfüllen.“

Sehr schön gesagt. Aber noch besser wäre es gewesen, wenn das Reichsarbeitsgericht die These von der Zulässigkeit des Lohnverzichts für die zurückliegende Zeit nicht erst entdeckt hätte. Als der Gesetzgeber die Unabdingbarkeit des Tariflohnes anordnete, rechnete er nicht mit der Möglichkeit des freiwilligen Lohnverzichts, der in Wirklichkeit auch nicht existiert. So wenig es einen Richter gibt, der freiwillig zugunsten des gewiss notleidenden Staates rückwirkend auf einen Teil seines Gehalts verzichtet, sowenig gibt es einen Arbeiter, der, ohne vom Unternehmer genötigt zu sein, diesem ganz freiwillig einen Teil seines verdienten Lohnes schenkt.

Die Frage, ob und wann der Arbeiter bei Annahme der untertariflichen Entlohnung unter wirtschaftlichem Druck stand, können nur Leute in gesicherter Existenz diskutieren. Als ob es bei dem gegenwärtigen Ringen um den Arbeitsplatz noch einen nichtbeamteten Menschen gibt, der nicht in ständiger Angst lebt, seinen Arbeitsplatz zu verlieren.

Jede untertarifliche Entlohnung ist eine unmoralische Ausnutzung der Not des Arbeiters. Der Unternehmer, der dieses verwerfliche Mittel anwendet, verschafft sich widerrechtlich einen Vorteil vor seiner tariftreuen Konkurrenz. Im Interesse der Gesamtwirtschaft muss alles darangesetzt werden, dem Übel so bald als möglich Einhalt zu gebieten. Es muss Aufgabe der Gewerkschaften sein, von der Regierung eine Ergänzung der Tarifvertragsordnung zu verlangen, die auch den rückwirkenden Verzicht auf den Tariflohn zugunsten des Unternehmers unterbindet.

Bis dahin bleibt den Gewerkschaften nichts anderes übrig, als die Arbeiter immer

wieder zu ermahnen, auf die Einhaltung der tariflichen Abmachungen zu achten. Gewiss ist die Notlage zur Zeit sehr gross. Trotzdem muss den Kollegen empfohlen werden, dem unsittlichen Druck der Unternehmer zu widerstehen und in keiner Form auf den Tariflohn zu verzichten. S.

Lohnabbau ist heller Unsinn

Die Unternehmer fordern erneut einen Lohnabbau mit der Begründung, dass es dadurch möglich sei, die Waren billiger herzustellen und neues Kapital zu bilden. Auf diese Weise kämen die Betriebe wieder in Gang und die Arbeiter in Lohn und Brot. Prof. Dr. Franz Oppenheimer nennt in Nr. 34 der „Sozialen Praxis“ diese Argumentation „vom Standpunkt einer richtigen ökonomischen Theorie aus hellen Unsinn“. Nicht Lohnabbau, sondern Stärkung der Kaufkraft sei das Mittel zur Gesundung der deutschen Wirtschaft. Wörtlich schreibt Prof. Oppenheimer:

„Um die Produktion anzukurbeln, muss die Kaufkraft des Marktes vermehrt werden. Das ist das Mittel, und ist das einzige Mittel! Und das ist durchaus möglich, kann sofort geschehen, und zwar z. B. auf folgende vier Arten:

Erstens: Die Preise müssen herunter, die Lager und Halden müssen geräumt werden. Um gegenüber dem ungeheuren Warenhunger die Lager und die Preise zu halten, dazu freilich bedarf es gewaltiger Summen neuen privatwirtschaftlichen Kapitals in den Händen der Industriemagnaten, eines Kapitals, das sie, solange sie sich weigern, es aus dem Absatz ihrer Produkte zu erlangen, freilich kaum anders als durch „Entsagung“ der Arbeiterschaft erlangen können, nachdem der Weg des Borgens vom Auslande her sich immer mehr und mehr verschliesst.

Zweitens: Die Agrarzölle müssen fallen, die ohnehin nur einer winzigen Minderheit der deutschen Landwirte nützlich, der ungeheuren Mehrheit schädlich sind. Mag man die paar Grossgrundbesitzer und Grossbauern, die bei Zollfreiheit nicht bestehen können, zu anständigen Preisen auskaufen oder auf eine Rente setzen, die ihrer Steuerleistung in mittleren Jahren entspricht; aber fort müssen die Zölle. Dann könnten die Geldlöhne unter Umständen sogar etwas gesenkt werden, wenn nur die Reallöhne immer noch höhere Kaufkraft darstellen.

Drittens: Auch die übrigen Zölle müssen fallen, wenn nicht sofort und mit einem Schlage, so doch in einem schnellen Abbau. Die Produktion wächst bekanntlich wie das Quadrat des Marktes: verdoppelter Markt, vervierfacher Reichtum! Ein Zollbündnis auch nur mit Frankreich allein würde unsere ganze Misere in kürzester Zeit beendigen.

Viertens: Siedeln im grössten Massstab! Für viele Hunderttausende von Heimstätten mit Kleingärten, für viele Zehntausende von hauptberuflichen Heimstätten für Landarbeiter, Gärtner und Bauern ist der dringendste Bedarf vorhanden, und die Auslage würde sich glän-

zend verzinsen, nicht nur in bar durch die Renten, sondern auch in unvorstellbaren Ersparnissen an Kosten für Kranken-, Irren- und Zuchthäusern, und in der Vermehrung des Steueraufkommens. Man weiss, dass es in den schwersten Krisen genügt hat, das Baugewerbe mit seinen drei Millionen Beschäftigten in Tätigkeit zu setzen, um aus seinen Gewinnen und Löhnen den ganzen Rest der Gesellschaftswirtschaft in vollen Schwung zu bringen.“

Der Umfang der Produktion hängt in der kapitalistischen Wirtschaft von nichts anderem ab als von der Kaufkraft der Massen. „Und daraus geht hervor, dass die Forderung der ‚Wirtschaft‘, die Produktion durch scharfe Herabsetzung der Löhne anzukurbeln, entweder auf einer unverzeihlichen Verkennung der wirtschaftlichen Zusammenhänge oder, was noch schlimmer wäre, auf brutaler Machtgier beruht, die die unbequemen Organisationen der Arbeiterschaft zerfrümmern will, gehe der Weg auch durch eine Revolution und durch den Ruin des Landes.“ Deshalb schreibt Prof. Oppenheimer am Schlusse seines mutigen Aufsatzes: „Das also kann geschehen, muss geschehen und wird geschehen, mit der Unternehmerschaft und im Notfall über den Teil der Unternehmerschaft hinweg, der diesen Weg der Rettung sperrt.“

Nieder die Gewerkschaften!

Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei bleibt der Aufgabe treu, die es sich gestellt hat: den Nazis und Stahlhelmen, den Scharfmachern und allen Feinden der Republik und der Arbeiterschaft Zutreiberdienste zu leisten. Mit perverser Lust hat das Zentralkomitee seine Mannen zum Volksentscheid in Preussen kommandiert, von dem die Hugenberg und Hitler hofften, dass er sie an das Ziel ihrer Wünsche bringen soll. Die Schmach der Niederlage vom 9. August trifft in doppeltem Masse die Kommunistische Partei, die sich der schwärzesten Reaktion als Hetzhund zur Verfügung stellte.

Der Hass gegen die Sozialdemokratie hat die Führer der Kommunistischen Partei veranlasst, sich und ihre Gefolgschaft am 9. August zu profftuieren. Nicht minder gross als der Hass gegen die Sozialdemokratie ist der gegen die Gewerkschaften. Den Gewerkschaften gilt die neueste Kampfansage der Stipendiaten Moskaus, Getreu der übernommenen Rolle als Zutreiber für die Nazis und die Gelben erlässt das Zentralkomitee der KPD, den folgenden Aufruf an seine Getreuen:

„Der Einfluss der Lohnabbauergewerkschaften, des ADGB, muss zerbrochen werden, um den Hauptschlag gegen die Sozialdemokratie zu führen. Wir geben die Parole aus: Im Volksentscheid ging es gegen das Preussenbollwerk der kapitalistischen Ausbeuter — jetzt geht es gegen das Gewerkschaftsbollwerk der kapitalistischen Ausbeuter. Wir verstärken unsere Arbeit innerhalb und ausserhalb der Gewerkschaften, um die gemeingefährlichen Verbrecher an der Spitze des ADGB., die als bezahlte Unternehmeragenten immer neuen Lohnraub und Massenverelendung organisieren, einflusslos zu machen. Die Lohnabbauergewerkschaften stehen vor einer schweren Krise (Mitgliederflucht, 500 000 Anhänger haben den ADGB. im letzten Jahre verlassen, die Beiträge gehen nicht mehr ein, die Unterstützungszahlungen an Verbandsmitglieder werden um 30 Prozent und mehr abgebaut, Arbeiterbank und gewerkschaftliche Wirtschaftsbetriebe stehen vor dem völligen Bankrott). Die Bestrebungen breiter Mitgliedermassen und ganzer Belegschaften zur massenhaften Beitragssperre müssen tatkräftig unterstützt und zum Übertritt in die RGO. gesteigert werden.“

Das Schimpfwort „Lohnabbauergewerkschaften“ ist ebenso blöde wie das Geschwätz von dem Bankrott der Gewerkschaften, der Arbeiterbank und der gewerkschaftlichen Wirtschaftsbetriebe. Man braucht darüber kein Wort weiter zu verlieren. Die RGO., das Lieblingskind des Zentralkomitees, ist zwar sehr leistungsfähig im Schimpfen, aber positive Leistungen zum Wohle der Arbeiterschaft kann man von ihr nicht erwarten. Wenn auch der Kampf gegen die Gewerkschaften wirkungslos verhallen wird, so sei er doch festgehalten als ein Dokument der Schande für die Zentraleitung der KPD, die sich mit perverser Lust zum Zutreiber für die ärgsten Feinde der Arbeiterklasse hergibt.



Du kannst mich!



Aus dem Verbandsleben



Mitteilung des Vorstandes Fernunterricht

Die Anmeldungen zu den am 1. Oktober d. J. beginnenden Fernunterrichtskursen an der Wirtschaftsschule in Berlin und an der Akademie der Arbeit in Frankfurt a. M. werden durch den Vorstand im Laufe des Monats September vorgenommen. Gesuche von Mitgliedern um Zulassung zum Fernunterricht müssen bis spätestens 25. September an den Vorstand eingereicht werden. Den Gesuchen ist ein handschriftlicher Lebenslauf beizufügen, der neben den allgemeinen Angaben auch Mitteilungen über die Betätigung in der Gewerkschaftsbewegung enthält. Ferner ist ein Gutachten der Ortsverwaltung mit einzureichen.

Zu beachten ist, dass der Fernunterricht kein selbständiges Bildungsmittel ist, sondern der Vorbereitung und der Schülerauslese für einen im Herbst nächsten Jahres anschliessenden Tageskursus von 9 bis 10 Monaten Dauer dient. Für diese Tageskurse entfällt auf unseren Verband nur eine sehr geringe Anzahl von Plätzen (günstigstenfalls an jeder der beiden genannten Schulen 2 Plätze), so dass der Vorstand auch schon bei den Anmeldungen zum Fernunterricht eine sehr sorgfältige Auswahl treffen muss. Es sollten sich nur solche Kollegen zur Teilnahme am Fernunterricht melden, die auf Grund ihrer Fähigkeiten und ihrer Tätigkeit und Erfahrungen in der praktischen Gewerkschaftsarbeit glauben, auch für den anschliessenden Tageskursus als erfolgreiche Bewerber auftreten zu können. Die Kosten für die Teilnahme am Fernunterricht sind verhältnismässig gering, müssen aber auf alle Fälle von den Teilnehmern selbst getragen werden.

Der Vorstand.

Wilhelm Dammer im Ruhestand

Am 1. September ist Wilhelm Dammer, Sekretär im Vorstand, in den Ruhestand getreten. Sein Ausscheiden aus dem Verbandsdienst erfolgte aus Gesundheitsrücksichten. Schon seit vielen Jahren leidet Kollege Dammer an asthmatischen Herzbeschwerden. Ruhe ist in diesem Falle die beste Medizin, sagt der Arzt. Für einen Gewerkschaftsangestellten ist Ruhe jedoch das Letzte, was er sich leisten kann; wer die Pflichten, die ihm sein Amt auferlegt, voll erfüllen will, der muss von früh bis spät am Posten sein, Tag für Tag. Als Wilhelm Dammer merkte, dass er dem Verbandsdienst und seinen Mitgliedern nicht mehr so dienen konnte, wie es seine Pflicht war und wie er es auch gern möchte, fasste er den schweren Entschluss, von seinem Amte zurückzutreten. Vielleicht ist ihm dieser Entschluss dadurch etwas leichter geworden, dass er im nächsten Jahre 65 Jahre alt wird und damit das Alter erreicht, mit dem er sowieso aus dem Verbandsdienst ausgeschieden wäre.

Wilhelm Dammer ist von Beruf Drechsler. Nach Beendigung der Lehrzeit ging er auf Wanderschaft. Im Jahre 1888 landete er in Koblenz, wo er sich dem Fachverein der Drechsler anschloss. Nachdem er in verschiedenen anderen Städten gearbeitet hatte, kam er 1894 nach Lübeck. Hier betätigte er sich eifrig an der Verbandsarbeit. 1895 wählten ihn die Lübecker Kollegen zum Schriftführer der Verwaltungsstelle.

1897 wurde er Vorsitzender der Lohnkommission und damit der eigentliche Führer der Holzarbeiter. Unter seiner Leitung wurden viele erfolgreiche Kämpfe in allen Branchen geführt. Im Jahre 1904 siedelte Wilhelm Dammer nach Hamburg über. Auch hier stand er bald wieder mitten in der Bewegung. Jahrelang war er Mitglied der Ortsverwaltung. Als die Verwaltungsstelle Bremen im April 1911 einen weiteren Beamten als 2. Vorsitzenden suchte, fiel ihre Wahl auf den Kollegen Dammer. Später übernahm er die Kassierergeschäfte, und 1913 wurde er 1. Vorsitzender der Verwaltungsstelle. Auf diesem Posten blieb er, bis er am 1. April 1919 als Sekretär in den Vorstand berufen wurde. Sein Hauptaufgabengebiet war hier die Bearbeitung der sogenannten kleinen Branchen. Was er auf diesem Gebiete, insbesondere in der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, geleistet hat, ist noch in frischer Erinnerung.

Wir glauben im Namen aller Mitglieder zu handeln, wenn wir dem Kollegen Dammer für seine jahrzehntelange erfolgreiche Verbandsarbeit danken und den Wunsch aussprechen, dass sein Gesundheitszustand sich so bessern möge, dass er die Jahre, die ihm noch beschieden sind, in Ruhe und Zufriedenheit verleben kann.

Mehr Konsequenz!

Der Reichsverband des deutschen Tischlergewerbes hat Mitte August in Frankfurt a. M. eine Gesamtvorstandssitzung abgehalten, zu der alle Vorsitzenden der Tischler-Landesverbände eingeladen waren. Nach dem Bericht über die Tagung und die Vorschau in den Nummern 33 und 34 des Verbandsorgans „Das Tischlerhandwerk“ ist auf der Tagung nicht gerade grosse Weisheit verzapft worden; der Reichsverband kann nicht sagen, dass Konsequenz seine starke Seite sei.

So erfahren wir aus dem beifällig aufgenommenen Bericht des Geschäftsführers Lindner, dass „sich der Reichsverband am Zustandekommen eines neuen zentralen Mantelvertrages nicht beteiligt, sondern das Reichsarbeitsministerium darauf hingewiesen habe, falls durch den Arbeitgeberverband der deutschen Holzindustrie ein neuer zentraler Mantelvertrag mit Lehrlingsbestimmungen geschaffen werden soll, dass gegen eine Allgemeinverbindlicherklärung schärfster Widerspruch erhoben werde“. Dass es logisch wäre, sich an Verhandlungen nicht zu beteiligen, aber von vornherein zu erklären, man werde protestieren, wenn etwas zustande kommen sollte, vermögen wir nicht anzuerkennen.

Zum Tarifvertrag an sich ist der Reichsverband der Auffassung, „dass man jetzt einem Tarifvertrag nicht das Wort zu reden braucht, es sei denn, der Tarifvertrag enthält Bestimmungen, die ihn tragbar erscheinen lassen“. Weiche Anforderungen an einen Tarifvertrag gestellt werden, der tragbar erscheint, wird nicht gesagt, aufschlussreich ist aber der Satz: „In der Frage der Verkürzung der Arbeitszeit steht der Reichsverband auf einem ablehnenden Standpunkt.“

Über seine Stellung zur Lohnfrage hat sich der Sprecher des Reichsverbandes nicht mit dieser Deutlichkeit ausgesprochen, aber aus mancherlei Äusserungen im Verbandsorgan und insbesondere auch aus der Praxis weiss man, dass den Leuten vom Reichsverband der Lohn gar nicht tief genug sein kann. Das gilt natürlich nur von dem Lohn, den der biedere Meister seinen Gesellen zahlt. Dabei kennt aber der Reichsverband die Wirkung niedriger Löhne sehr gut. In den Satzungen des Reichsverbandes, die anlässlich der Tagung auszugswise im Verbandsorgan wiedergegeben werden, wird als Aufgabe des Reichsverbandes u. a. bezeichnet: „Sammlung von Unterlagen, die beweisen, dass bei unhaltbar niedrigen Preisen die Ausführung der

Arbeiten auf Kosten der Qualität geht und die vorgeschriebenen Bedingungen nicht eingehalten werden können.“ Den Mitgliedern des Reichsverbandes wäre zu empfehlen, sich stets dieser Bestimmung der Satzungen zu erinnern, wenn es sich um die Bemessung des Lohnes handelt.

Der Reichsverband hat auch ein Programm, das er, wie er in dem gleichen Aufsatz versichert, namens der Tischlerinnungen und Landesverbände gegenüber den Reichsministerien und Reichsbehörden vertritt. Ziffer 5 dieses Programms lautet: „Beseitigung des zwangsläufigen Einflusses auf Löhne, Arbeitsbedingungen und Arbeitszeit, Ablehnung der 40-Stunden-Woche, Wiederherstellung der Lehrvertragsfreiheit auf berufsständischer Grundlage, Beseitigung jeder tarifvertraglichen Bindung.“ Wir sind überzeugt, dass der Verfasser dieser Sätze wusste, was er sagen wollte, nur hat er leider nicht die Worte gefunden, um das, was er will, auch anderen Leuten verständlich zu machen.

Sehr am Herzen liegt dem Reichsverband die Lehrlingsfrage, das heisst die Sicherung der unbedingten Ausbeutungsfreiheit der Lehrlinge durch den Lehrmeister. Als Extrakt der über diesen Gegenstand auf der Tagung gepflogenen Aussprache wird berichtet: „Es wurden die Kostgeldentschädigung, das Lehrgeld, die Lösung des Lehrverhältnisses bei Betriebsstillstand und Kurzarbeit und die Frage der einheitlichen Lehrverträge behandelt. Stark beklagt wurde, dass dem Meister eine Zahlung des Kostgeldes zugemutet werde, auch wenn er infolge Auftragsmangels den Lehrling nicht beschäftigen kann.“

Diese Klage ist wieder ein Beweis dafür, wie schwer es den Wortführern der Innungsorganisationen fällt, ihre Gedanken zu Ende zu denken. Der Unterschied in ihrer Auffassung und der unsrigen in dieser Frage besteht darin, dass wir in Übereinstimmung mit den geltenden Gesetzen das Lehrverhältnis als ein Arbeits- und Erziehungsverhältnis betrachten. Soweit es Arbeitsverhältnis ist, verlangen wir für die Gewerkschaften gleichberechtigte Mitwirkung bei der Regelung; dementsprechend also Einbeziehung der Lehrlinge in den Tarifvertrag. Für die Zünftler gilt dagegen als heiliger Grundsatz, dass das Lehrverhältnis ein reines Erziehungsverhältnis sei, an dessen Regelung den Gewerkschaften kein Mitbestimmungsrecht eingeräumt werden könne. Von einem Arbeitsverhältnis könne in bezug auf das Lehrverhältnis keine Rede sein.

Und trotzdem die Klage, dass dem Lehrling Kostgeld gezahlt werden muss, auch wenn keine Aufträge vorliegen. Die guten Meister begreifen nicht, dass sie sich mit dieser Klage auf den Standpunkt der Gewerkschaften stellen und das Lehrverhältnis als Arbeitsverhältnis kennzeichnen. Im Arbeitsverhältnis hat der Arbeiter, der nicht beschäftigt werden kann, keinen Anspruch auf Lohn. Beim Erziehungsvertrag kann es aber auf den wirtschaftlichen Erfolg der vom Lehrling geleisteten Arbeit gar nicht ankommen. Und liegen keine Aufträge vor, dann muss der seiner Erzieherpflicht bewusste Lehrmeister diese Zeit um so intensiver für den beruflichen Unterricht ausnutzen.

Wir sind der Meinung, dass auch die Ansicht des Gegners Anspruch auf sachliche Würdigung hat. Aber man muss seine Ansicht auch folgerichtig vertreten. Es ist ein Zeichen für die Schwäche des Standpunktes der Innungsvertreter, dass sie ihn nicht mit Konsequenz vertreten können. In der Hinsicht ist aber der Reichsverband des deutschen Tischlergewerbes ein würdiger Repräsentant des Innungsgedankens: Konsequenz ist seine schwache Seite.

Kommunistische Stänkerei

Durch die kommunistische Presse geht eine Notiz, die sich mit dem Jahresbericht unseres Verbandes beschäftigt. Die tatsächlichen Daten, die wiedergegeben werden, sind unrichtig, um nicht zu sagen gefälscht. Der Verfasser der Notiz liest aus dem Bericht den „Bankrott des sozialdemokratischen Holzarbeiter-Verbandes“ heraus, den er mit überschwinglicher Freude begrüsst. Die Notiz schliesst mit den Worten: „Es ist ein fürchterlicher Bankrott in jeder Beziehung. Trotzdem beziehen die Bonzen weiterhin geradezu unsinnige Gehälter, trotzdem wurde ein grosser Apparat besoldeter Angestellter aufrechterhalten. Holzarbeiter, rechnet ab mit den Bankrotteuren! Scharf euch um die RGO. und kämpft unter ihrer Führung gegen das Unternehmertum!“

Es ist nichts Neues, dass die kommunistischen Drahtzieher nichts sehnlischer wünschen als den Bankrott der Gewerkschaften, aber ihre Hoffnungen werden sich nicht erfüllen. Dass unser Verband im Jahre 1930 Aufwendungen, insbesondere zur Unterstützung seiner arbeitslosen Mitglieder, machen musste, welche die Einnahmen überstiegen, ist eine Folge der Wirtschaftslage, aber das berechtigt niemand, von dem Bankrott unseres Verbandes zu sprechen. Die so verlästerten Funktionäre des Verbandes, die KPD. spricht von „Bonzen“, haben die Finanzgebarung des Verbandes sehr sorgfältig geprüft, und sie sind auf der Beiratsitzung Ende Juni dieses Jahres zu dem Entschluss gekommen, die Unterstützungssätze auch weiterhin in der seitherigen Höhe auszahlten. Die Fürsorge für die in Not geratenen Verbandsmitglieder ist so wichtig, dass die dadurch bewirkte Verringerung des Verbandsvermögens in Kauf genommen werden muss.

In der gleichen Sitzung des Beirats haben sich die „Bonzen“ mit einer zehnprozentigen Senkung ihrer Gehälter einverstanden erklärt. Dabei waren, worauf auch der „Vorwärts“ mit Recht hinweist, die „unsinnigen Gehälter“ der Verbandsangestellten weit niedriger als die Diäten der KPD.-Abgeordneten, die „kein Einkommen“ haben und sich deshalb von der Zahlung der Hauszinssteuer drücken.

Wie die KPD. die Abrechnung mit den „Bankrotteuren“ im Deutschen Holzarbeiter-Verband versteht, hat kürzlich der brave KPD.-Mann Bewernick in Königsberg i. Pr. bewiesen. Wir haben erst in Nummer 33 der „Holzarbeiter-Zeitung“ berichtet, dass dieser linientreue Kommunist vor einigen Monaten aus dem Verbandsausschuss ausgeschlossen werden musste und jetzt zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde, weil er als Kassierer der Verwaltungsstelle mehr als tausend Mark Verbandsgelder unterschlagen hatte. Dieser Bewernick ist der Mann nach dem Herzen der KPD.-Presse, die von dem Bankrott des Holzarbeiter-Verbandes schreibt. Wenn es mehr solcher Bewernicks geben würde, dann allerdings wäre der Bankrott des Verbandes unausbleiblich.

Jubiläumfeier in Schandau

Zur Feier ihres 25jährigen Bestehens hat die Verwaltungsstelle Schandau eine Festlichkeit veranstaltet, die von den Kollegen und ihren Angehörigen, aber auch von befreundeten Organisationen sehr zahlreich besucht war. Mit der Gründungsfeier verbunden wurde eine Ehrung der alten Mitglieder. Der Gauvorsteher, Kollege Wenzel, konnte am Schlusse seiner Ansprache 19 Jubilaren die Ehrenurkunde des Verbandes überreichen. Unter ihnen sind vier Kollegen, nämlich Erich Erben, Paul Richter, Ernst Peschke und Paul Raabe, die sich bereits an der Gründung der Verwaltungsstelle beteiligt haben. Die Feier nahm einen in jeder Beziehung gelungenen Verlauf. Die Verwaltungsstelle zählt über 450 Mitglieder. Wenn die Zeiten, wie überall, so auch hier schwer sind, so halten die Kollegen doch treu zur Organisation.

Mit Colfainan tiefen Tümmen
H. A. 36. Wolfenbütten, föllig



Holzindustrie



Gefährliche Spielereien

Der „Holzmarkt“ veröffentlicht in seiner Nr. 201 einen Leitartikel mit der Überschrift: „Gebot der Stunde: Eichenmöbel statt Nussbaummöbel!“ Warum? Natürlich zur Rettung der deutschen Wirtschaft. Nachdem das Ausland nicht die Hilfe gewähre, die wir brauchen, gebe es nur noch eine Losung, und die heisse: „Helft euch selbst!“ Die Einfuhr von ausländischen Waren müsse soweit als möglich gestoppt werden. Es dürfe nur noch eingeführt werden, „was unbedingt nötig ist zum Eigenbedarf und zur Ausfuhr von Fertigwaren“. Wenig einführen und viel ausführen, das sei „vaterländische Selbsthilfe“. So ähnlich schreibt der „Holzmarkt“, um dann wörtlich fortzufahren:

„Das Gebiet der Möbelfabrikation bietet eine besonders günstige Gelegenheit, vaterländische Selbsthilfe zu treiben. Im Augenblick werden etwa 90 bis 95 Prozent der gesamten Möbel mit ausländischen Furnieren belegt. Von diesen sind wiederum etwa 90 bis 95 Prozent Nussbaumfurniere, die aus Sowjetrußland, Frankreich, der Türkei, Italien eingeführt werden. Die deutsche Möbelindustrie braucht diese Millioneneinfuhr an Nussbaumfurnieren nicht. Wir haben schon einmal eine Attacke zugunsten der Eiche gegen Nussbaum und andere Auslandsfurniere geritten. Leider erfolglos, denn die Möbelindustrie, die doch schliesslich den Geschmack der Kundschaft lenkt, hat bisher nicht anerkannt, dass neben den übrigen schönen deutschen Hölzern, wie Kirschbaum, Rüster, Esche usw., vor allen Dingen die Eiche das gegebene und durch viele Jahrzehnte und Jahrhunderte in Deutschland vornehmlich benutzte Möbelholz ist, das leider seit etwa sechs Jahren so total vernachlässigt worden ist. Es ist unverständlich, dass die deutsche Eiche, die in der ganzen Welt berühmt ist und die auch heute noch z. B. in England, Holland, Belgien und anderen Ländern als besonders wertvolles Material in hohem Masse zur Herstellung von Möbeln benutzt wird, gerade von der deutschen Möbelindustrie und dem Publikum so vernachlässigt werden konnte. In der deutschen Möbelfabrikation ist die deutsche Eiche seit sechs Jahren so gut wie vollständig unbeachtet geblieben. Und das muss geändert werden, das ist das wichtigste Gebot der Stunde für die Holzverarbeitende Industrie. Warum soll nur gerade die Mode die Kraft haben, diese Umwälzung zu bringen? Man sollte meinen, dass die vaterländische Not doch wohl mehr Schwungkraft zu verleihen vermag als die Mode. Man braucht nicht weit zurückzudenken, dann sieht man in sehr viel glücklicheren und reicheren Zeiten die Eiche zu 90 Prozent für die gesamte Möbeltischlerei bevorzugt.“

Die Möbelindustrie, die doch unter einem erschreckenden Preisdruck leidet, müsste selbst das grösste Interesse daran haben, zu sparsamerer Verarbeitung überzugehen, zumal sie weiss, dass Eichen- und auch andere Inlandshölzer sich weit billiger stellen und auch weit billiger zu verarbeiten sind als die teuren Exotenfurniere, die, abgesehen vom Anschaffungspreise, sich auch im Arbeitsgange recht teuer stellen. Die Haltbarkeit, die Empfindlichkeit der Möbeloberfläche, besonders in Haushalten mit Kindern, gibt den Eichenmöbeln unbedingt den Vorzug, ebenso auch anderen Hölzern, wie Kirschbaum, Rüster, Esche, denn man kann in älteren Haushalten unzählige viele Einrichtungen sehen, die 50 Jahre und noch länger sich tadellos erhielten, heute noch wie neu aussehen, und es erscheint überaus zweifelhaft, ob das in Jahren und Jahrzehnten von den teuren Exoten gesagt werden kann.

Neben der Möbelindustrie muss die Holzwirtschaft, die Architektenschaft auf das Publikum einzuwirken suchen, die Mode ist nicht von selbst da, sie wird gemacht, also machen wir die Eichenmode zur deutschen Mode!“

Wir geben die Ausführungen des „Holzmarkt“ deshalb so ausführlich wieder, weil sie trefflich zeigen, wie verworren die Welt sich in manchen Köpfen malt. Der Schreiber des „Holzmarkt“-Artikels ist aber nicht der einzige, der solch krauses Zeug „sachverständig“ zusammenschreibt, ähnliches kann

man in vielen anderen Zeitungen lesen, teils ein bisschen schöner, teils noch schlechter geschrieben als im „Holzmarkt“. Die Waldbesitzer scheinen alles, was als „Schriftsteller“ auf der Welt umherläuft und von der Holzindustrie keine blasse Ahnung hat, in den Dienst ihres Kampfes gegen das Auslandsholz gestellt zu haben.

Die Forderung an alle Holzverbraucher: „Verwendet in erster Linie deutsches Holz!“ ist berechtigt und wird auch von uns unterstützt. Nicht nur jetzt, wo das Holzgeschäft sehr schlecht geht, sondern zu allen Zeiten. Auch im allgemeinen sind wir der Meinung, dass man in erster Linie deutsche Waren kaufen muss: einmal im Interesse der deutschen Arbeiter, und zweitens deshalb, weil die heimischen Erzeugnisse in 90 von 100 Fällen von besserer Qualität sind als die Auslandsware. Wir wissen uns von der Auslandswaremanie also völlig frei. Dennoch ist es richtig, dass wir in vielen Fällen ohne ausländische Rohstoffe, Halbfabrikate und Fertigwaren nicht auskommen. Zu den Rohstoffen, die wir unbedingt brauchen, gehört auch das Holz. Mit der Frage, wieviel Holz wir einführen müssen, wollen wir uns heute nicht beschäftigen, sie ist augenblicklich nicht aktuell und im übrigen ist sie an dieser Stelle anfangs dieses Jahres wiederholt behandelt worden. Zur Frage der Art und der Qualität des benötigten Auslandsholzes ist zu sagen, dass es Arbeiten gibt, für die deutsches Holz überhaupt nicht verwendbar ist, oder ausländisches Holz eignet sich dafür besser als deutsches. Oder wenn deutsches Holz verwendbar ist, dann steht es nicht in den erforderlichen Mengen zur Verfügung oder es ist wesentlich teurer als das Auslandsmaterial. Aus all diesen Gründen lehnen wir den von den Waldbesitzern und einigen Sägewerksunternehmern geforderten Verwendungszwang für deutsches Holz ab. Seine Befürworter scheinen übrigens selbst allmählich einzusehen, dass er undurchführbar ist. Wir schliessen das daraus, dass die den Waldbesitzern nahestehenden Zeitungen diese Forderung nicht mehr so laut erheben wie früher.

Nun versuchen die Waldbesitzer und die ihnen verwandten Seelen auf dem Wege der „Modeschöpfung“ dem gesteckten Ziele ein Stückchen näherzukommen. „Eichenmöbel statt Nussbaummöbel!“ ist ihnen das Gebot der Stunde. Die „Modeschöpfer“ haben durchaus recht, wenn sie sagen, dass seit etwa sechs Jahren das Eichenmöbel aus der Mode gekommen ist. Ganz so stark, wie der „Holzmarkt“ behauptet, ist das Eichenmöbel aber doch nicht verdrängt worden. Die Schriftsteller der Waldbesitzer stammen offensichtlich aus den „besseren Kreisen“, hier allerdings findet man so gut wie keine Eichenmöbel mehr. Diese Sorte deutscher Familien empfindet es als eine schwere Beleidigung, wenn ihnen der Tischler eichenfurnierte Möbel anbietet, dieselben Möbel, die auch das „gewöhnliche Volk“ kauft. Die Leute mit Geld verlangen Möbel aus „echtem Holz“, das heisst mit ausländischen Furnieren. Wir machen jede Wette mit, dass in den Wohnungen der Herrschaften, die jetzt „aus Liebe zur deutschen Forstwirtschaft und zum deutschen Volke“ für „Möbel aus deutscher Eiche“ eintreten, in der Hauptsache, meistens sogar ausschliesslich, Möbel mit ausländischen Furnieren vorhanden sind. Und das, obwohl auch in den letzten Jahren jeder soviel Eichenmöbel kaufen konnte, als er haben wollte. Nur das „gewöhnliche Volk“ hat, sofern das Geld dazu reichte, Eichenmöbel gekauft; die grosse Masse war noch „national“, sie kaufte Möbel aus deutscher Kiefer oder Fichte mit echt deutschem Farbanstrich. So viel über die „vaterländische“ Seite der Angelegenheit.

Die Waldbesitzer tun so, als ob der deutsche Wald soviel Eichenholz liefern könnte, wie die Möbelindustrie für ihre ganze Produktion braucht. Das ist komisch. Und wahr ist vielmehr, dass

die Bestände an Furniereichen sehr klein sind, es kommt eigentlich nur die Spessart-eiche in Betracht. Wahr ist ferner, dass zur Zeit, wo das Eichenmöbel die grosse Mode war, also während des Weltkrieges und in der Inflationszeit, die verarbeiteten Eichenfurniere meistens ausländischer Herkunft waren, das heisst, die Furnierwerke führten Eichenstämme ein und schnitten sie zu Furnieren. Auch heute werden noch sehr viel ausländische Eichenfurniere verarbeitet. So wird es auch bleiben, weil eben der deutsche Wald bei weitem nicht so viel Eichenholz liefern kann, wie für Furniere gebraucht wird. Wer ein Eichenmöbel kauft, hat noch lange keine Möbel aus deutscher Eiche gekauft.

Geradezu lächerlich ist der Hinweis auf die Verwendungsmöglichkeit von deutschem Kirschbaum, deutscher Rüster und Esche. Diese Hölzer sind gewiss sehr schöne Oberflächenhölzer, sie sind in Deutschland aber so selten, dass sie als gangbares Nutzholz überhaupt nicht in Frage kommen.

„Wenn der deutsche Wald schon an und für sich nicht in der Lage ist, den Bedarf der Holzwirtschaft voll zu befriedigen, so besonders nicht in der Furnierindustrie. Dies trifft nicht nur hinsichtlich der Mengen, sondern auch bezüglich der einzelnen Holzarten zu, die zum grossen Teil nicht im Inlande wachsen“ — so heisst es in dem 1929 vom Deutschen Forstverein herausgegebenen Buche „Das Holz“. Diese ihre Feststellung haben die Waldbesitzer anscheinend schon wieder vergessen oder hoffen, dass andere sie vergessen haben.

Aber angenommen, die Möbelfabrikanten würden dem „Gebot der Stunde: Eichenmöbel statt Nussbaummöbel“ herstellen, folgen, was würde die Wirkung sein? Der „Verein ostdeutscher Holzhändler und Sägewerke“ meint in einer Zuschrift an die „Fachzeitung“ der „Vereinigten Verbände der Berliner Holzindustrie“, die Durchführung dieses Planes bedeute eine Förderung des Stahlmöbels. Das glauben wir nicht, denn ein Mensch mit Geschmack wird das Eichenmöbel dem Stahlmöbel immer noch vorziehen. Aber ein anderes droht: eine verstärkte Einfuhr von Möbeln mit Oberflächen aus Nussbaum, Mahagoni, Vogelhorn und wie die ausländischen Edelhölzer sonst noch heissen. Das „bessere“ Publikum wird, wenn es auch sonst laut die „Wahrung nationaler Belange“ fordert, keine „deutschen Eichenmöbel“ kaufen, es wird nach wie vor andere Möbel haben wollen, als das „gewöhnliche Volk“ sie kauft. Stellen die Möbelfabrikanten nur Eichenmöbel her, dann werden die Möbelhändler ihren Bedarf an Möbeln mit exotischen Furnieren im Auslande decken. Dagegen kann man sich natürlich auch schützen, und zwar indem man die Möbelzölle so stark erhöht, dass sich eine Einfuhr nicht mehr lohnt. Die Folge davon würde sein, dass das Ausland entsprechende Gegenmassnahmen trifft. Das Ende der ganzen Aktion wäre eine Hemmung der deutschen Ausfuhr, deren Förderung doch so notwendig ist, wie selbst der „Holzmarkt“ in seinem Aufsatz anerkennt. Was er aber in bezug auf die Möbelindustrie fordert, ist letzten Endes das Gegenteil einer Ausfuhrförderung. Deshalb ist sein ganzes Getue eine gefährliche Spielerei.

Polen baut Holzhäuser

In Polen ist die Wohnungsnot ebenso oder womöglich noch grösser als bei uns in Deutschland. Bisher sind auch in Polen vornehmlich Steinhäuser gebaut worden. Um den Wohnungsbau zu beschleunigen und zu verbilligen, sollen jetzt mehrere zehntausend Holzhäuser gebaut werden. Der Übergang zum Holzhaus erfolgt nicht zuletzt auch deshalb, weil auf diese Weise der schwer daniederliegenden Sägewerksindustrie geholfen werden kann. Nach einer Meldung wurden in Warschau als Folge der Errichtung von etwa 200 Holzhäusern 500 Sägewerksarbeiter neu eingestellt.

Stillegung der Waggonfabriken

Die Reichsbahngesellschaft hat beschlossen, den Waggonfabriken keine Aufträge mehr zu erteilen. Sie begründet ihr Vorgehen mit ihrer schlechten Finanzlage. Die Einnahmen der Reichsbahn sind von 5,4 Milliarden Mark im Jahre 1929 auf 4,6 Milliarden Mark im Jahre 1930 zurückgegangen. Für das laufende Jahr wird mit einem weiteren starken Einnahmerückgang gerechnet. Unter diesen Umständen, sagt die Verwaltung der Reichsbahn, könne sie nur die allerdingendsten Arbeiten machen lassen. Dazu gehöre der Bau neuer Eisenbahnwagen nicht. Nach einer Mitteilung der Reichsbahngesellschaft stehen gegenwärtig rund 100 000 Güterwagen unbenutzt da. Die Herstellung neuer bedeute daher im Augenblick eine unverantwortliche Kapitalfestlegung. Über den Stand des Personenwagenparks wird nichts gesagt, und hier liegen die Dinge so, dass heute viele tausende Wagen 3. Klasse laufen, die längst ausrangiert sein müssten. Der Bau neuer Personenwagen ist also keine Geldverschwendung, sondern eine sehr notwendige Ausgabe.

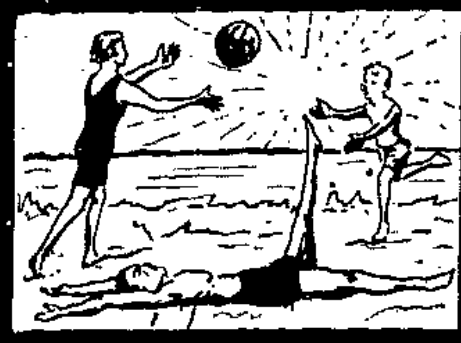
Die Bestellung von Personenwagen ist auch deshalb eine dringliche Sache, weil sonst zahlreiche Waggonfabriken zum Stillstand kommen müssten. Viele Waggonfabriken sind auf die Aufträge der Reichsbahngesellschaft angewiesen, bleiben diese aus, dann haben sie absolut nichts mehr zu tun. Augenblicklich ist es bereits so weit, denn mehrere grosse Unternehmungen haben die Stillegung beantragt. Erfolgt diese tatsächlich, dann vermehrt sich das Heer der Arbeitslosen mit einem Schlage um verschiedene Zehntausende.

Wenn es auch richtig ist, dass die Reichsbahngesellschaft nicht Bestellungen machen darf, nur um Arbeitsgelegenheit zu schaffen, sondern sich gleichfalls im Rahmen der verfügbaren Mittel bewegen muss, so darf andererseits doch nicht verkannt werden, dass sie als der grösste Kunde der deutschen Wirtschaft (ihre Aufträge betragen in normalen Zeiten jährlich rund 1½ Milliarden Mark) auch die Verpflichtung hat, in solchen Krisenzeiten alles zu tun, um möglichst recht viele Arbeiter zu beschäftigen. Wir erwarten daher, dass sie ihren Beschluss wieder rückgängig macht und den Waggonfabriken wieder Aufträge erteilt.

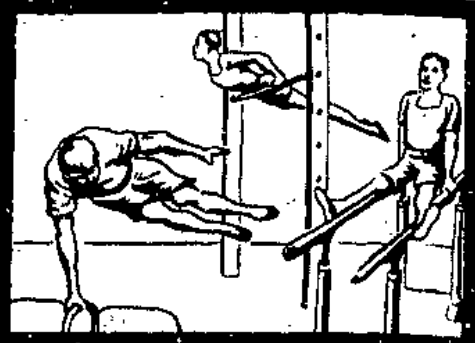
Holztechnikum Rosenheim

Das Holztechnikum Rosenheim beendete am 8. August 1931 das Sommersemester. Die Abschlussprüfungen wurden von allen Absolventen bestanden; das Holztechnikerzeugnis erhielten 12, das Holzwerkmeisterzeugnis 2 Studierende. Die Schülerzahl des Sommersemesters hielt sich trotz der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage in ungefährer Höhe der vorhergehenden Sommersemester. Der Zugang von Studierenden aus dem Ausland hatte sich weiter gesteigert, und die Zahl der Anfragen und Anmeldungen aus dem In- und Auslande lässt erwarten, dass auch das Wintersemester 1931/32, welches am 1. Oktober beginnt, eine befriedigende Frequenz zeigen wird. Die Ausgestaltung des Unterrichts erhielt eine besondere Note durch eine Erhöhung der Stundenzahl für die praktischen Übungen in dem reich ausgestatteten Maschinensaal und durch eine Erweiterung des Faches Werkzeichnen.

Dass das Holztechnikum auch im ausser-europäischen Auslande Beachtung findet, beweisen Anfragen aus Kamerun, Indien, Sibirien u. a. und ganz besonders der Besuch des Direktors der Abteilung Holz des Handelsministeriums der Vereinigten Staaten, Herrn Axel Oxholm, der sich eingehend über Lehrzweck und Lehrziel des Holztechnikums informierte und sich sehr anerkennend über das Getroffene äusserte. Herr Oxholm wird die erhaltenen Informationen in einem der amerikanischen Industrie zugänglichen Bericht des Handelsministeriums der USA. verwerten.



Gesundheit und Körperpflege



Der Sinn der Nervosität

Von Dr. W. Flemmig

Die Nervosität ist heute ein Volksübel, das viele Menschen ergriffen hat. Man schiebt diese Krankheit auf die Unrast unserer Zeit, auf die Steigerung des Verkehrs, auf die zermürbende Berufsarbeit, die immer mechanischer und monotoner wird. Da die Nervosität in sehr vielen Fällen durch das Fehlen körperlicher Krankheitserscheinungen gekennzeichnet ist, bildete sich allmählich die Meinung heraus, die Betroffenen seien nur eingebildet krank. Nur guter Wille und Selbstbeherrschung, dann wäre alles gut. So einfach ist gegen die Nervosität aber nicht anzukommen.

In den Laienkreisen werden in den meisten Fällen Ursache und äusserer Anstoss der Nervosität verwechselt. Es muss hierfür eine gewisse Disposition vorhanden sein. Die Ursache der Nervosität ist deshalb nicht die Hetzjagd, sondern der nervöse Charakter. Die Hetzjagd ist nur der äussere Anlass, dass die Nervosität zum Durchbruch kommt. Die Dinge liegen so, dass die äusseren Anlässe in heutiger Zeit mehr gegeben sind als in früheren Jahren.

Die Nervosität wird wohl immer auf die schwachen Nerven geschoben, jene geheimnisvollen Stränge, die den Körper durchziehen. Die seelische Beunruhigung wird aber nicht erkannt. Das Nervensystem leitet die seelische Unrast seines Trägers in den Körper hinein, wo sie dann in nervösen Störungen zutage tritt, d. h. die Nerven spielen in den meisten Fällen der sog. Nervosität nur die Rolle, dass sie die Erkrankung der Seele weiter nach aussen fortleiten. Was die Vererbung der Nervosität betrifft, ein Schlagwort, das in Laienkreisen soviel Unheil angerichtet hat, denn viele Nervöse sehen sich dazu verurteilt, im nervösen Zustand zeitlebens zu leben, bloss weil vielleicht ein Vorfahre einmal an nervösen Störungen litt, so ist nur die Anlage, d. h. die Fähigkeit, nervös zu werden, vererblich. Deshalb braucht der Betroffene noch lange nicht dem nervösen Zustand zum Opfer zu fallen, ja er kann sogar, wenn die günstigen Bedingungen erfüllt sind, es zu ausserordentlichen Leistungen im Leben bringen, ohne jemals an Nervosität zu leiden.

Die Anlage zur Nervosität wird gekennzeichnet durch ein stark entwickeltes Gefühlsleben, das übermässigen Schwankungen unterworfen ist, und einem abnormalen Phantasieleben. Aus diesen beiden Komponenten erklärt es sich auch, dass die nervösen Störungen so vielerlei Gestalt annehmen und in manchen Fällen sogar zu sichtlichen Körpererkrankungen führen müssen. Die geistigen Kräfte des Menschen entwickeln sich im Ober- und Unterbewusstsein. Bei Tage arbeitet das Oberbewusstsein, obwohl auch hier es sehr oft vorkommt, dass die Störungen des Unterbewusstseins ans Tageslicht gelangen, wenn das Ober- oder Wachbewusstsein zu ermüden beginnt. Das Unterbewusstsein ist sozusagen die Registratur, hier ist alles geordnet, hier ist jedes Erlebnis festgehalten. Das Unterbewusstsein tritt in seiner Arbeit deutlich in die Erscheinung, wenn in der Nacht das Oberbewusstsein völlig schläft. Dann kann es sich völlig auswirken fallerdinge arbeitet es auch bei Tage, nur tritt das Wirken nicht in die Erscheinung, um die Urinstinkte des Menschen an die Oberfläche treten zu lassen. Diese sind durch unsere Kultur gehemmt. Aber diese Hemmungen können auch beim normalen Menschen im Traum wegfallen, dann setzt er zu arbeiten, ohne daran gehindert zu werden, das Unterbewusstsein. Während nun der gesunde absurde Gedanken ohne weiteres abstreift, findet aber der Nervöse unter der Disharmonie zwischen bewusstem und unterbewusstem Streben. Die am Tage

mühsam versteckten Gedanken und Wünsche finden des Nachts im Traum ihre Erfüllung. Es sind vielfach Regungen, die mit dem übermoralischen Empfinden des Betroffenen nicht vereinbar sind, und diese Zerrissenheit muss natürlich sich auf die Seele auswirken. Der Nervöse hat also viel mit seinem Innern zu tun, er verbraucht innerlich viel Kräfte, denn er wird mit den Dingen nicht so leicht fertig wie der Gesunde, und dabei soll er nach aussen hin noch dasselbe leisten wie der gewöhnliche Sterbliche. Er soll also das Doppelte leisten, was eine fortgesetzte Überbürdung ist, die sich eines Tages auswirken muss. Man kann sagen, der Nervöse verbraucht seine Kräfte am unrichtigen Ort, denn er ist gar nicht so schwach, wie vielfach die Meinung besteht. Die Nervosität ist in den allermeisten Fällen seelisch bedingt, und deshalb kann auch diese Störung nur auf dem Wege der seelischen Beeinflussung wieder behoben werden. Was soll man von den „schwachen“ Nerven halten, die heute kräftig sind, um morgen dann wieder elend zu sein? Allerdings hält man es in vielen Fällen für sehr schwer, den Nervösen dazu zu bringen, dass er seine Idee von den schwachen Nerven aufgibt. Alles nimmt er ernst und rennt sich dadurch immer weiter ins Unglück. Ist er einmal auf dem Wege der Besserung, dann fürchtet er immer wieder einen Rückfall.

Vielfach wird dem Nervösen vorgeworfen, dass es ihm an dem nötigen Willen fehle. Er brauche ja nur zu wollen und die Energie aufzubringen, dann könne er auch gesund werden. Wenn die Nervosität der Deckmantel für ein Ziel ist, das sich der Nervöse gesteckt hat und das er auf geradem Wege nicht erreichen kann, so kann er nicht gleichzeitig gesund sein wollen. Man darf den Nervösen nicht als willensschwaches Wesen bezeichnen, denn im Mittelpunkt der Nervosität steht die seelische Zerrissenheit, dem äusserlichen Ja steht ein viel stärkeres inneres Nein entgegen. Der Wille kann erst dann wieder Erfolg haben, wenn im Leben des Nervösen ein neues Ziel geschaffen ist, auf das er seine Kraft konzentrieren kann. Es gilt also, ihn von dem ganzen Gebiet seiner seelischen Zerrissenheit abzulenken, was aber grosse Geduld erfordert.

Richtig atmen!

Sowohl für den Kranken wie für den Gesunden spielt richtige Atemtechnik eine grosse Rolle. Die meisten Menschen sind allerdings davon überzeugt, richtig atmen zu können, da sie es ja vom ersten Augenblick ihres Lebens an üben müssen, und solcherart erworbenes Können gilt selbstverständlich für gut und fehlerfrei.

Nun pflügt zwar der gesunde Säugling bei richtiger Lage und vernünftiger Kleidung entsprechendes Atmen auszuführen, aber diese Gepflogenheit verliert sich oft schnell, wenn es zum Beispiel durch Erkrankungen der Atmungsorgane zu kürzeren oder längeren Störungen kommt. Das Kleinkind verspürt schnell die momentane Erleichterung, die Atmen mit offenem Munde im Falle eines Schnupfens gewährt. Aber was für ganz kurze Zeit im Erkrankungsfalle vielleicht nötig war, soll nicht zur ühnen Gewohnheit werden.

Die absolute Notwendigkeit, die kalte Aussentemperatur für die Lungen entsprechend vorzuwärmen, verlangt, dass der Mund beim Atmen leicht geschlossen bleibt. Die Nase erfüllt ihre Aufgabe, den Lungen die Luft temperiert zuzuführen, wenn sie sich in gesundem Zustande befindet.

Dass auch Halsleiden die richtige Atmung beeinträchtigen können, sei nur nebenbei erwähnt. Dass beim Atmen mit offenem Munde auch Staub und Keime verschiedenster Art leichter in Rachen und Kehlkopf eingeführt werden, liegt auf der Hand.

Deshalb sollte man schon beim Kleinkind auf richtige Atmung bei geschlossenem

Munde achten. Meist weiss aber auch der Erwachsene wenig von richtiger Atemtechnik, denn die meisten Menschen haben sich im Laufe der Zeit sehr flaches, oberflächliches Atmen angewöhnt. Sie benutzen nur Teile der Lungen, atmen immer seichter und wundern sich dann, wenn sie bei körperlicher Anstrengung kurzatmig werden, Herzklopfen bekommen und unfähig sind, zu leisten, was normalerweise von ihnen verlangt werden kann.

Richtiges Atmen sollte häufig geübt werden. Am besten morgens beim Aufstehen wirken einige leichte Atemübungen sehr erfrischend und erhalten die Lungen in Übung. Zu beachten ist dabei vor allem, dass die Luft in dem Raum, in dem die Übungen vorgenommen werden, frisch, unverbraucht und nicht zu kalt ist. Langsam beginnend mit einfachem Ein- und Ausatmen, steigert man die Leistung durch allmähliches Hinzufügen von gymnastischen Übungen. Es kommt nicht auf Rekordleistungen an, aber auf regelmässiges, stetes Fortarbeiten. Ab und zu ein Tag Unterbrechung schadet gewiss nicht, wohl aber die zu lange und übersteigerte Betätigung.

Die meisten Menschen trachten, es heute mit ihrer Berufsarbeit zu vereinigen, wenigstens einmal wöchentlich einige Stunden im Freien zu verbringen. Nichts besser als das. Aber gerade bei dem Aufenthalt in frischer Luft begehen die meisten Menschen Fehler. Sie sind mit Recht davon überzeugt, dass frische Luft das Beste für die Lungen ist. Und nun beginnen sie mit Absicht und Überlegung, den Lungen frische Luft zuzuführen. Das heisst, sie atmen mit aller Gewalt tief ein, halten womöglich noch den Atem an und atmen ganz leicht und oberflächlich aus. Denn das tiefe Ausatmen ist eine etwas grössere Anstrengung und wird daher leicht gern vermieden.

Und hier setzt nun die Schädigung der Lungen ein. Durch die verstärkte Einatmung wird zwar sicherlich den Lungen ein grösseres Quantum reiner Luft zugeführt und die Lungenbläschen erfahren eine stärkere Ausdehnung als beim gewöhnlichen Atmen und sollen nun, da sie elastisch sind, durch den Vorgang des Ausatmens wieder zusammengepresst und auf ihre normale Grösse gebracht werden.

Erfolgt nun die Ausatmung oberflächlich und seicht, so wird ein Teil der Lungen nicht davon ergriffen und verbleibt im Stadium der Höchstausdehnung. Wiederholt sich der Vorgang, so verliert dieser Teil an Elastizität. Darum ist bei allen Atemübungen neben der selbstverständlichen Forderung, dass sie in frischer, reiner Luft stattfinden, die zweite Bedingung die, dass nicht nur verstärktes Einatmen, sondern auch gründliches Ausatmen vor sich gehe. Die durch Überdehnung der elastischen Lungenbläschen entstehenden Leiden sind lässend und schwer zu beheben. Durch einiges Nachdenken und öfteres Üben der richtigen Atemtechnik kann man seinem Organismus viel Gutes antun, umgekehrt durch Versäumnis ihn schwer schädigen.

Manche Menschen können nicht begreifen, warum sich bei jedem Wettersturz und bei jedem raschen Temperaturwechsel bei ihnen Husten, Heiserkeit, Halsschmerzen und Rachenkatarrh einstellen. In den meisten Fällen ist die Ursache davon ihr unrichtiges Atmen. Die scharfe, oft mit Kohlenpartikeln, Staub usw. geschwängerte Luft dringt dann durch den Mund direkt in Rachen, Kehlkopf und Lunge, und Erkrankungen der Atmungsorgane sind die natürliche Folge.

Auch die Schleimhaut der Nase, deren Flimmerhärchen die Luft filtern und auf ihrem Weg durch die Nasenhöhle vorwärmen, wird so ihrer Funktion entzogen und ist leichter empfänglich für Schnupfen und Katarrhe aller Art.

Deshalb sollte sich jeder angewöhnen, besonders auf der Strasse und in staub- und rauchgefüllten Räumen nur bei geschlossenem Munde durch die Nase zu atmen, er wird dann Erkältungskrankheiten weit weniger ausgesetzt sein.

Hausmittel, die man immer zur Hand haben soll

Voll Optimismus und in Zuversicht glaubt man, dass im Getriebe des Alltages Unvorhergesehenes nicht eintreten wird. Geschieht ein Unfall, meldet sich eine plötzliche Krankheitserscheinung, dann kommen die Familienmitglieder hilflos zur Hausfrau. Man ist überzeugt, dass sie, die stets Rat weiss, auch hier Hilfe schaffen wird. Die umsichtige Frau und Mutter wird trotz aller Zuversicht, die sie dem Geschick gegenüber hat, auf Unfälle, die plötzlich eintretende Krankheiten vorbereitet sein. Durch einige Hausmittel, die für geringe Summen zu haben sind, kann man, bis im Ernstfalle der Arzt gerufen wird, erste Hilfe leisten. Es ist am besten, wenn man diese Hausmittel in einem besonderen Schränkchen aufbewahrt, das man als Hausapotheke bezeichnen kann. Wenn sie getrennt von anderen Dingen aufbewahrt sind, findet man sie im Notfall sofort. Es empfiehlt sich, die einzelnen Mittel mit grossen und deutlichen Aufschriften zu versehen, ebenso soll deutlich vermerkt sein, zu welchem Zweck sie dienen werden.

Baldrian wirkt beruhigend bei Krämpfen und Koliken sowie gegen nervöse Erregungszustände. Ätherischer Baldrian ist ein Mittel gegen Schlaflosigkeit.

Kamillentee ist ein Beruhigungsmittel bei Magenkrämpfen oder anderen heftigen Schmerzen.

Flieder- und Pfefferminztee haben die gleiche Wirkung.

Kölnisches Wasser ist ein Gegenmittel bei plötzlichen Schwächezuständen.

Äther, der in einem Fläschchen mit Glaspfropfen aufbewahrt werden muss, hilft bei Ohnmachten.

Leinsamen und Hafergrützmehl wird zu warmen Umschlägen verwendet. Es hilft gegen innere Schmerzen.

Doppeltkohlensaures Natron gegen Sodbrennen und Magenbeschwerden.

Eisenchloridwatte gegen Blutungen bei Verletzungen.

Übermangansäure zum Gurgeln bei plötzlich auftretenden Halsschmerzen.

Wasserstoffsperoxyd (in einer dunklen Flasche aufbewahrt) zum Gurgeln bei Angina und Halsentzündung. Ein Esslöffel auf ein Glas Wasser.

Rizinusöl zum Abführen. Bei hartnäckiger Verstopfung ein Esslöffel voll.

Ferner muss man stets einen Klystierapparat, einige aufgerollte Binden, keimfreie Watte, Billrothbattist und ein sauberes wollenes Tuch bei der Hand haben. Bei gewissen schmerzhaften Krankheitszuständen, wie zum Beispiel bei Wadenkrampf, versagen zuweilen die Mittel, die man gewöhnlich anwendet, Einreibungen mit Alkohol oder Senispiritus; es helfen dagegen Umschläge (Priessnitz), die auch bei plötzlich auftretenden Erkältungen oft angebracht sind. Wenn der Wadenkrampf öfters auftritt, sind die Waden am besten mit einer elastischen Trikotschlauchbinde oder mit einer Gummibinde zu umwickeln. Das sind einfache und meistens gut helfende Mittel.

Diese Hausmittel sind natürlich nur Hilfsmittel bei vorübergehend auftretendem Übelbefinden und Beschwerden. Sie erleichtern dem Kranken die Schmerzen und die Unannehmlichkeiten, die sein Zustand mit sich bringt, bis der Arzt erscheint. Die erfahrene Hausfrau wird am besten wissen, ob die Erkrankung die Hilfe des Arztes verlangt, oder ob sie selbst mit ihren Hausmitteln lindernd und heilend eingreifen kann. Die Hausmittel haben sich schon oft in der Hand der Kundigen bewährt. Wichtig aber ist, dass man sie stets in vorkommenden Fällen zur Verfügung hat und dass sie auf ihrem Etikett ihren Zweck aufgeschrieben tragen.

Ada Kaufmann.



Unterhaltung und Wissen



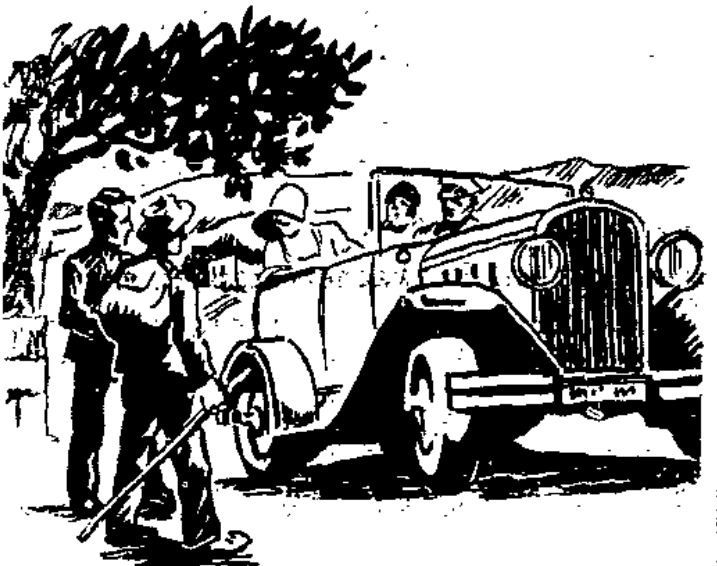
Unterwegs

Von Max Darthei

In Civitavecchia, dem römischen Hafen, trafen wir einen französischen Toppelbruder. Er nannte sich Armand Chevalliere und gestand schon in der ersten Minute, dass ihm ein Soldo zum Viertel Wein fehle. Ich gab ihm den Soldo, und er schrieb dafür die Adressen jener „Winden“ auf, die wir auf der Wanderschaft nach dem Norden berühren mussten und in denen es etwas zu erben gab. Der Franzose trank das Glas roten Weins, schrieb einen letzten Namen, einen kilometerlangen, auf den Zettel, überreichte ihn und sagte dann:

„Da müsst ihr bestimmt hingehen, da bekommt jeder von euch eine Lira. Zur Marchesa Elena Guglielmi, nach Montalto di Castro.“

Wir verliessen die kleine Hafenstadt mit dem berühmten Fort, das Bramante gebaut hatte, und machten uns auf nach Montalto di Castro. Unterwegs teilten wir schon die zwei Lire, die wir bekommen sollten, und sie verwandelten sich in unseren Gesprächen in Brot und Wein. Am späten Nachmittag überholten wir ein Auto, das auf der Landstrasse in einer tiefen Panne lag. Wir zogen singend vorüber. Nach einer halben Stunde aber überholte uns dasselbe Auto. Wir traten beiseite, um der weissen Staubwolke zu entgehen. Plötzlich hielt der Wagen. Eine Dame beugte sich zu uns herüber und fragte:



„Seid ihr Deutsche?“
Das liess sich nicht leugnen, und wir antworteten:

„Ja, wir sind Deutsche.“
„Nun,“ meinte die Dame, „ich habe Deutschland kennengelernt, und ich liebe die Deutschen. Wohin soll eure Reise gehen?“

„Nach Montalto di Castro,“ erklärte mein Freund.

„Was wollt ihr dort?“ ging das Verhör weiter.

„Wir wollen die Marchesa besuchen,“ sagte ich.

Die Dame blickte uns erstaunt an, dann lächelte sie und sagte:

„Ah, die Marchesa! Nun, wenn ihr wollt, nehme ich euch mit!“

Natürlich wollten wir, und kletterten fröhlich in das Auto. Die Dame und ihre Begleiterin machten uns Platz und der Chauffeur gab neues Gas. Der Wagen hüpfte gewaltig an und raste davon. Wir kamen bald in ein Gespräch. Die Dame fragte:

„Was wollt ihr denn von der Marchesa?“

„Wir wollen fragen, ob sie Arbeit für uns hat,“ sagte Alfredo, mein Freund, ein Bildhauer aus Hamburg.

„Was könnt ihr denn?“ ging das Gespräch weiter.

„Ich bin Bildhauer,“ sagte Alfredo, „und mein Freund hier, der hat zuletzt als Fahrstuhlführer gearbeitet.“

„Im Schloss der Marchesa gibt es keine Fahrstühle“, lachte die Italienerin, „und an Bildhauer sind, glaube ich, auch keine Aufträge zu vergeben. Bei was für einen deutschen Meister sind Sie in die Lehre gegangen?“

Der Hamburger war bei keinem deutschen Meister in die Lehre gegangen, er war vor den Gipsornamenten eines sterbenden Handwerks davongelaufen, ging auf die Wanderschaft und schwärmte in Rom die antiken

Marmorornamente und alten Tempel an. Er hatte, wie ich, kein Talent zur Lüge. Und so erzählte er schliesslich von dem Franzosen in Civitavecchia, der den Tip für Montalto di Castro gegeben hatte.

Die Dame lachte, aber als wir dann von römischen Erlebnissen, von Michel Angelo, Rafael Santi und Bramante erzählen konnten, lachte sie nicht mehr. Ihr bewegliches Gesicht schien feierlich zu erstarren. Sie beugte sich zu ihrer Begleiterin und erklärte:

„Nun, Nina, was sagst du? Diese Deutschen!“

Nina sagte nichts. Sie nickte nachlässig mit dem Kopf. Ihr gefiel unsere Gesellschaft gar nicht. Sie raffte das seidene Kleid an sich und blickte gelangweilt in die Landschaft. Der schöne Wagen flog die Strasse entlang und überwältigte spielerisch die vielen trägen Kilometer. Der Wind kühlte vom nahen Meer, und bald sahen wir eine kleine, behügelte Stadt vor uns liegen. Sie war von einem Kastell gekrönt. Das musste Montalto di Castro sein, wo die Marchesa mit dem Silber klimperte und jedem Toppelbruder eine Lira schenkte.

Es war Montalto di Castro. Auf der Strasse blieben die Leute stehen und läpften die romantischen Räuberhüte. Zerlumpte Kinder drängten sich heran und zeigten grosse, schwarze Augen. Die italienische Dame lächelte. Der Chauffeur drosselte den Motor. Das Auto hielt.

„Ecco!“ sagte die Italienerin und deutete auf das Kastell, „ich wohne da oben. Ich bin die Marchesa. Gute Nacht, Kinder.“

Da standen wir nun, das Auto rollte davon, ich streckte die Hand aus, und der Hamburger sagte aufgeregt: „Un momento!“ Das Auto rollte weiter, und in meine ausgestreckte Hand fiel keine Lira. Der Soldo in Civitavecchia war umsonst ausgegeben.

Nein, nach unseren grossen Gesprächen konnten wir unmöglich auf dem Kastell als Bettler erscheinen. Auch wir hatten unseren Stolz. Und wir durften noch stolz sein: in unserer Tasche klimperten noch etliche Silbermünzen. Dann lachten wir und suchten Quartier.

Mit schweren Nagelschuhen tappten wir über das Pflaster. Männer und Frauen und viele Kinder folgten unserer verlegenen Herumstrolcherei. Da retteten wir uns in eine stille Kneipe, liessen Brot, Wein und Käse kommen und beschlossen, das Schlafgeld zu sparen und bei der Polizei um Quartier nachzufragen. Und dann lachten wir noch einmal, weil wir uns durch unsere Offenheit zwei Lire verschertzt hatten.

Die Kneipe füllte sich schnell. Die Bürger von Montalto di Castro wollten die Fremden sehen, die mit der Marchesa persönlich im Auto gekommen waren. Dann erschien der Chauffeur, kam an unseren Tisch, bestellte Wein und trank uns zu. Nun brachen auch

Sonntag der Armen.

Wenn der Sonntag durch die Städte schreitet,
hockt ihr an den Fenstern eurer kleinen Stuben
und blickt hinunter in die Strassen.
Manch Arbeitskollege geht an euren Häusern vorüber,
blickt wohl mal nach den Fenstern eurer Wohnung empor
und bleibt stehen —

und ihr sprecht ein paar Worte miteinander. —
Dann setzt ihr euch wieder zurück,
raucht mit Genuss eine billige Sonntagszigarre
oder die Pfeife

und schaut hin und wieder mal
nach dem Himmel
und den Sonnenflecken auf dem Nachbarhause.
Das ist euer Sonntagnachmittag,
den ihr in beschaulicher Stille,
fern dem Getriebe der Welt,
verbringt. —

Und ich glaube,
auch uns Jungen
ergreift hier und wieder doch mal die Sehnsucht
nach einem solchen stillen Sonntage der Armen.

Adolf Scheer

Wir entnehmen dieses Gedicht dem demnächst im Verlag Die A. F. H. H. erscheinenden Verbandsheft „Hinterhaus. Bildschon, links“. Preis 1 Mark.

die anderen Männer das Schweigen. Sie erhoben die Gläser, nickten und tranken uns auch zu. Bald sassen wir wie inmitten einer grossen Familie, rauchten, lachten, tranken und versuchten uns in italienischen Ansprachen.

Die Autofahrt, das erfuhren wir jetzt genau, hatte unsere jungen Häupter mit Glorie gekrönt. Der Wein erhitzte das Blut und setzte uns in Flammen. Wir mussten viele harte Hände schütteln und viele Ansprachen hören. Die Italiener liessen Deutschland und wir Italien hochleben. Der Abend war herzbewegend und schön, aber wir hatten immer noch kein Quartier. Endlich verliessen wir die Kneipe und tappten in die Dunkelheit, nach dem Rathaus.

„Wo, bitte, können wir in der Stadt schlafen?“ fragten wir. Unser Ruhm war noch nicht bis in die Polizeistube gedrungen. Der Polizist blähte sich auf und sagte:

„Ihr könnt hier in der Stadt schlafen. Schreibt euern Namen und euern Heimort in das Buch.“

Wir gaben unsere Autogramme ab, bekamen dafür einen Zettel, auf dem die Adresse des Quartiers geschrieben stand, und verliessen die Wachtstube. Aus dem Kastell der Marchesa leuchteten viele Lichter. Sie leuchteten nicht für uns. Nach langem Umherirren fanden wir am Rande der kleinen Stadt unser Quartier. Es war das Armenhaus, ein steinerner Stall, in dem durch ungehobelte Bretter kleine Kabinen geschaffen waren. In der kahlen Küche qualmte ein grosser Kamin. Er war von alten Männern und Frauen umlagert. Als wir uns an dem Feuer wärmen wollten, wurden wir verjagt.

Diese alten Leute waren noch ärmer als wir, aber sie wohnten ja in einem festen Haus. Die Feindschaft zwischen den Sesshaften und den Schweifenden stand zwischen uns. Wir suchten mürrisch unser Lager. Ein altes Weiblein hinkte hinter uns her. Sie hatte Mitleid. Sie brachte zwei rostige Konservenbüchsen. In der einen faule Trinkwasser vom vergangenen Tag. Die andere Büchse schob sie verschämt unter die Drahtpirtsche. Dann hob die alte Frau das verranzelte Gesicht und sagte:

„O Poverelli!“

Die „Poverelli“, die Armen, dankten und schliefen bald ein. Am frühen Morgen verliessen wir das Armenhaus. In der Stadt durften wir uns nicht mehr sehen lassen.



Wir waren zu tief abgestürzt. Unterwegs kamen wir an dem Brunnen vorbei, von dem die jungen Mädchen das frische Wasser holten. Eine Schwarzhaarige, sie war kaum älter als siebzehn Jahre, kreuzte unsern Weg. Auf dem Kopf balancierte sie einen hohen Tonkrug. Wir blieben erstarrt stehen und sahen das süsse Geschöpf an.

Auch sie blieb stehen. Aber dann eilte sie schnell davon. Plötzlich strauchelte sie und liess den Krug fallen. Er zerbrach. Die anderen Mädchen am Brunnen erhoben ein lautes Geschrei. Wir liessen sie schreien. Wir waren keine Vagabunden mehr, wir waren junge Männer, bei deren Anblick ein junges Mädchen errötete und den Wasserkrug fallenliess.

Wir fahren um die Welt

Von Kurt Offenburg

(Fortsetzung aus Nr. 34 der „Holzarbeiter-Zeitung“)

Die sorglose Stadt.

Ist das nicht ein hübscher, poetischer Name für eine Stadt: Buitenzorg? Auf deutsch: Ohne Sorgen. Damals ohne Sorgen, als sie gegründet wurde, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; als die selig entschlafene „Ostindische Kompanie“ noch den Handel, die Schifffahrt und das ganze Land beherrschte.

Heute ist Buitenzorg eine Beamtenstadt: hübsch, spiessig und langweilig. 4000 Europäer hausen zwischen 50000 Eingeborenen, und der Generalgouverneur hat seinen Sommerpalast hier. Aber dies alles zusammen wären keine Gründe für eine Reise von Batavia nach Buitenzorg. Noch nicht einmal die Tatsache, dass man 250 Meter überm Meeresspiegel ist (und wieder schlafen kann in der etwas kühleren Luft), wäre schwerwiegend. Eine Sache jedoch gibt es hier, sondergleichen, sonst nirgends zu finden in der Welt in solcher Vollkommenheit: einen botanischen Garten.

Nein, es ist nicht ein botanischer Garten, es ist der Garten. Er ist berühmt ob seiner Pflanzenwelt und der Traum eines jeden Botanikers, um seinetwillen einmal nach Java zu kommen. Ich bin kein Naturwissenschaftler und ich schreibe hier keinen Katalog mit Namen von Blumen und Bäumen. Wenn du mehr wissen willst über Buitenzorg, dann besorge dir Ernst Häckels Reisebeschreibung nach Ostindien. Es ist zwar keine Neuerscheinung, dafür vierzig solide Jahre alt, und dennoch lebendig. Denn der Mann, der es schrieb, er war mehr als ein Fachmann — er war ein Dichter.

Ich dachte an ihn, als ich den Garten betrat, durch das grosse schmiedeeiserne Tor ging. Es war noch früh am Vormittag, die Sonne lag knallig auf dem weissen Weg und der Schweiß rann schon lieblich und unaufhörlich aus allen Poren. Dann aber, wie ich im Garten unter der schattigen Wölbung mächtiger Kanaribäume schritt, war es kühler, und ihr Blätterdach wölbte sich zu einem hohen Tunnel. Die Sonne, dieses wirbelnde Gestirn am unerbittlichen Tropenhimmel, kam jetzt nur noch in kleinen Splintern durch, und auf dem hellen Sand des Gehweges zwischen den Giganten lagen die Reflexe des Lichtes wie gebrochenes Glas.

Ich ging entlang am Tjiliwongiluss, der klar und blau durch den weiten Garten fliesst, und sah die fremden Blüten der Tropenwelt in einer Mannigfaltigkeit wie nie zuvor. Zuerst noch liest man die Namen wie ein lerneifriger Schüler; dann aber gibt man es auf, über sich selbst und die eingepfropfte deutsche Gründlichkeit lächelnd. Und man schreitet über kleine Brücken, die an Japan erinnern; plötzlich ist man in jenem Geviert, wo alle Bambussorten der Erde beisammen sind. Ganz kleine, zarte, dünnstielige Pflanzen findest du und viele Mittelsorten bis zum mächtigen Bambusrohr, das als Bauholz verwandt wird. Farne und Orchideen, Palmen und Kakteen und auch alle Giftblumen und Bäume der Erde sind hier beisammen.

Was sagen Namen? Das einzelne war nichts mehr, was kümmerten mich Familie und Heimat? Ich sah nur und sah die Schönheit von Angesicht zu Angesicht: schaute den Überfluss, die wilde Verschwendung der Natur....

Zwei Welten.

Dann, es war schon am Spätnachmittag, entdeckte ich dieses im Garten von Buitenzorg: noch kein einziger Europäer war mir in den vielen Stunden begegnet. Aber Chinesen, Javaner und Maduresen. Sie schlenderten still auf den stillen Wegen durch dieses Pflanzenparadies.

Ihre Abwesenheit wurde mir erst bewusst, als ich diese Szene beobachtete: Zwei Chinesen standen vor einem Teich, in dem Wasserlilien blühten. Sie standen lange still, sprachen kein Wort, betrachteten nur immerzu die weissen Blütenwunder. Ein-

geborene kamen vorüber, hielten an, verweilten minutenlang... Und wieder kamen Chinesen, zwei Männer und eine Frau mit einem Kind an der Hand, und auch sie hielten an vor den Lotosblüten: ehrfürchtig und still.

Das ist ein belangloses Erlebnis, meinst du? Mag sein. Aber ich weiss: deutlicher als durch alle Gespräche war mir in dieser halben Stunde die tiefe Fremdheit zwischen östlichem und westlichem Menschen bewusst geworden. Eine Verschiedenartigkeit, die nur zu verstehen ist, wenn man den Menschen des Ostens in seinem eigenen Lebenskreis beobachtet hat.

Am nächsten Morgen fuhr ich weiter. Ausser dem grossartigen, lebenden Museum der Natur hatte Buitenzorg nichts zu geben, was man nicht auch in anderen javanischen Städten gefunden hätte.

Halb Westen — halb Osten.

Ich bin unterwegs nach dem Westen. Am Abend werde ich in Bandoeng und der Hitze Ostjawas entronnen sein. Sechs Stunden

Bahnfahrt, eingehüllt in Glut und Staub... Die Eisenbahnwagen sind weit und luftig, von der gewölbten Decke schwingen gross-armige Propeller, die braunen Kellner bieten Ajer batoe und Ajer ys an, Gefrorenes und Eiswasser; aber die Hitze und der Staub sind stärker als alle Gegenmittel.

Auf den Bahnhöfen und hier im Zuge — die Eingeborenen sind stets in der Überzahl — tritt deutlicher die Vermischung von westlichen und östlichen Einflüssen in Erscheinung als in den Dörfern und Mittelstädten. Neben dem altgewohnten Bild — Stille des Gebarens und Vornehmheit der Bewegungen — ist komisch und peinlich ein neues: die „moderne“ Jugend in ihrer Kleidermaskerade. Sie ist elegant — so elegant, wie bei uns gewisse Kommiss zu sein pflegen. Stelle dir einen Mann folgendermassen gekleidet vor: Ein einreihig gearbeiteter Rock nach dem letzten Schnitt, Umlagekragen und Selbstbinder.... Wo bleibt die Hose, fragst du? Sie wird ersetzt durch den Sarong, das zum Frauenrock geschlungene Tuch... Auf dem Kopf trägt

er, wie seine Urväter taten, den Helm und darauf stülpt er den Tropenhelm oder die Beamtenmütze. Je nachdem, ob Geschäftsman oder Beamter. Komischer Aufzug!

Diese Kleidung ist bei den Malaien immer ein Zeichen der Gehobenheit (einer selbstverliehenen Gehobenheit), die beweisen soll, wie modern er gesonnen sei. Zu bemerken bleibt: Nur junge Menschen, bis dreissig etwa, tragen diese halb indische, halb europäische Kleidung. Es ist die Generation, die von der „ethischen Periode“ niederländisch-indischer Regierungsmassnahmen schon den Gewinn hat: nämlich lesen und schreiben kann. Junge Leute, die in der Verwaltung, bei der Eisenbahn, in Banken und Fabrikküros beschäftigt werden, unverbrauchte Energien. Ob und bis wann die jetzige und die folgende Generation zum Selbstbewusstsein erwacht — wieweit die politischen Einflüsse des Westens wirksam werden — ist schwer vorauszu sehen; die Regierung fängt die positiven Kräfte auf und machte sie nutzbar zum Besten des Landes.

Bücher und Zeitschriften

Wald und Holz. Ein Nachschlagewerk für die Praxis der Forstleute, Holzhändler und Holzindustriellen. Herausgegeben von Dr. Dr.-Ing. e. h. Wappes, Verlag von J. Neumann, Neudamm und Berlin. Von dem auf 16 Lieferungen berechneten Werk ist jetzt das 9. Heft erschienen. Preis pro Lieferung 3,50 Mk.

Betriebsblatt AWF 51. Kreisblätter für Holzquerschnitt. Herausgegeben vom Ausschuss für wirtschaftliche Fertigung AWF, Beuth-Verlag, Berlin S 14. Preis 25 Pf. und Porto. — Das neue Betriebsblatt ist eine unmittelbare Ergänzung des vor etwa zwei Jahren erschienenen Betriebsblattes AWF 51, das die Verwendung von Kreissägen bei Holzlängsschnitt behandelt. Es enthält ebenso wie dieses schon weit verbreitete Blatt für den Längsschnitt alle praktisch wissenswerten Hinweise für wirtschaftliches Sägen quer zur Holzfasern. Berücksichtigt sind Sägewellen, drehzahl, Schnitttiefe, Feuchtigkeitsgehalt, Zähnezahl Zahnform, Schliff und Schränkung, Art des Einschnitts und Blattdicke.

Schwangerschaft. Ein Ratgeber für Eheleute. Von Dr. A. Müller, Hans Hedewigs Nachf., Curt Ronniger, Leipzig C 1, Perlbeustr. 10. Preis 1,80 Mk. — Ein Buch, das in der ehrlichen Absicht geschrieben ist, den Eheleuten, die aus gesundheitlichen oder wirtschaftlichen Gründen auf ein Kind verzichten müssen, zu helfen.

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Kayser, Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes G. m. b. H., Berlin SO 16, Am Köllnischen Park 2.

Zum 100. Geburtstag von Wilhelm Raabe

erschienen folgende Romane:

Der Hungerpastor

Das Hauptwerk des Dichters. 525 Seiten Umfang.

Die Chronik

der Sperlingsgasse

Illustrierte Jubiläums-Ausgabe. Mit 6 Vollbildern in vierfarbigem Offsetdruck.

In Ganzleinen gebunden zum Preise von 2,85 Mk.

Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes G. m. b. H., Berlin SO 16, Am Köllnischen Park 2

Tischler-Fachschule Köthen

Ausbildung zu Meistern, Technikern usw. — Prospekt gegen Rückporto

MÖBELTEILE

Simse, Bögen, Schnitzereien, Leisten, Füsse, querflur, Leist. f. Schlaf-, Speise-, Herrenzimmer und Küchen, Zimmer-Abbildungen. — Preisliste gratis.

PAUL KELLER Leipzig C 1, Königstrasse 7

Achtung, Kollegen!

Verbandsbuchtaschen Bleistiftmusterkarten

sind wieder eingetroffen. Bestellungen bitten wir so bald wie möglich zu tätigen.

Verlagsanstalt des Deutsch. Holzarb.-Verbandes GmbH, Berlin SO, Am Kölln. Park 2

Gummiwaren „Medicus“

hygienisch, Artikel Preisliste 0 gratis. Berlin SW 68, Alte Jakobstrasse 6.



Die schönste billigste Mütze

schönste Mütze Charakteristik mit Lack- schirm für 1,45 Mark. 12 Stück 16,40 Mark. — Katalog zum Besten!

Clemens Wagner, Braunschweig 24

Billigste Bettfedern... nur reines, guttillend. Feder. — Ein Kilo: unange geschlossene 2,50 Mk., halbwaise 3 Mk., waise 4 Mk. ...

Gelbe Bauherzähne... noch langem Essen endlich das Mühsige für meine Zähne, trotzdem...

Ein neues Möbel-Vorlagenwerk

Moderne Möbel

Wohn-, Speise-, Herren-, Schlafzimmer-, Küchen- und Vorplatzmöbel / 48 Tafeln in modernem Ganzleinen-Einband / Herausnahme jeder Tafel möglich

Preis 15 Mk., für Verbandsmitglieder 9 Mk.

wenn sie es durch die Verwaltungsstellen beziehen

Verlagsanstalt des Deutschen Holzarb.-Verbandes G. m. b. H. / Berlin SO 16 / Am Köllnischen Park 2



MARKEN-KAMERAS wie Voigtländer, Zeiss Ikon, Agfa, Leitz, Patent-Etui, Nagel, sowie FELDSTECHER geg. Teilzahl, ohne Aufschlag, über 20 Mk. portofrei. Tausch alter Apparate. — 202 seitiger Photo-Katalog Nr. 912 gratis.

PHOTO-PORST NÜRNBERG B12 Deutschlands grösstes Photo-Spezial-Haus.

ESU Stahl-Betten... Schlafzimmer Stahlmatr., Kinderbett, Chaiselong, Polster an jeden Teil. Katalog 21 Pf. Eisenmöbelfabrik Susi (Thüringen)

Infarsten aller Art Katalog gegen 50 Pf. in Briefmarken. E. Biller, Heidelberg, Theaterstrasse 7.

Leimölen, Furnierböcke fabriziert als Spezialität. Preis: gratis. Paul Ott, Stuttgart, Hermannstrasse 13

Edel ULMIA... Patz- und Doppellödel, 4,50 Mk. andere Werkzeuge auf Anfrage versandt per Nachnahme. Loop, Reicholt, Löhau (Sa.).

Original-süddeutsche Hobelbänke 74 Mark, 2 m hintere Blattlänge, Stahlspindeln. Werkzeug-Neuheiten. Preisliste gratis und franko. Otto Bergmann, Berlin-Lichterfelde-West

Stuhlfliechrohr Beste, ergiebige Qualität. Halbgl. rotband Nr. 2a 3a 4a pro Pfund Mk. 4,05 3,85 3,75 Bei 9 Pfund 10 Prozent Rabatt. Max Walther Dresden-N. 22, Rehefelder Str. 53

Original-süddeutsche Hobelbänke 74 Mk. la Qualität, 200 cm hintere Blattlänge, kompl. mit Stahlspindeln, ab südd. Station. Garantie für jede Bank. Abbildungen u. Werkzeugkatalog gratis. M. WALTHER / Dresden-N. Rehefelder Strasse 53

Hobelbänke 65 RM 2 m lg., kompl. Stahlsp., la Qualität, Blatt beste ged. Roth. Preis: gratis. Karl Ramisch, Pirna, Artilleriekasernenb

Sprechmaschinen-Laufwerke zum Selbstbau, la Doppelschneckenfederwerk nur 11,50 Mark Tonarme, Trichter, Schallhorn und Jelle in grosser Auswahl sowie Regulateur-, Tisch- und Hausuhrwerke zum Selbstbau, nach Katalog, der gratis und franko versandt wird von Robert Husberg, Neuenrade (Westfalen) Nr. 10

Billige böhmische Bettfedern! 1 Pfund graue, gute geschlossene Bettfedern 80 Pf., bessere Qualität 1 Mk., halbwaise flaumige 1,20 Mk., und 1,40 Mk., waise flaumige, geschlossene 1,70 Mk., 2 Mk., 2,50 Mk., 3 Mk., feinste geschlossene Halbflaum-Herrschaftfedern 4 Mk., 5 Mk., 6 Mk., Rufffedern, ungeschlossene, m. Flaum gemengt, halbwaise 1,75 Mk., waise 2,40 Mk., 3 Mk., allerfeinster Flaumrupf 3,50, 4,50 Mk. Versand jeder beliebigen Menge zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pf. ab franko. Muster und Preisliste kostenlos. S. Benisch in Prag XII, Amerika ulice Nr. 180, Böhmen.

Nicht nur Kollegen, jeder, — — Fachliteratur für die Holzindustrie, sondern auch jedes im Buchhandel erscheinende Buch wird von der Verlagsanstalt des Verbandes geliefert. unterstützt eure Buchhandlung, das Unternehmen des Verbandes, ihr kauft eure Bücher im eigenen Geschäft am vorteilhaftesten: der Bücher, wie Fach- und Lehrbücher, Vorlagenwerke, schenkbücher, Literatur oder Unterhaltungsschriften braucht, wendet sich an die Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes, GmbH, Berlin SO 16, Am Köllnischen Park 2



Josef Witt, Weiden-Oberpf.

Grösstes Webwaren-Spezialversandhaus der Art Europas mit eig. Webwaren-Fabriken und eig. Ausrüstungswerk,

- 2 500 Arbeiter und Angestellte, 31 472 Spindeln in eigener Spinnerei, 1 600 mechanische Webstühle in eigenen Webereien 700 Eisenbahn-Waggonladungen Webwaren sind im letzten Jahre bei mir eingetroffen! 900 000 Nachbestellungen auf Waren haben mir meine alten Kunden in einem Jahre eingesandt Der natürlichste Beweis der Güte u. Billigkeit

Ich erwarte auch Ihre Bestellung. Es ist Ihr Nutzen. Jetzt Abgabe an die Verbraucher wie untenstehend. Diese Preise haben nur solange Gültigkeit, bis ein neues Inserat mit anderen Preisen erscheint.

Bei Bestellung v. 15,— Mk. an erhalten Sie auf diese Preise

noch 5 Prozent Rabatt

Für diesen Rabatt erhalten... auf Wunsch eine brauchbare Schiadecke mit kleinen unscheinbaren Fehlern

Table with columns: Nr., Preise per Meter, Breite, Mk. Items include: Weisses Hemdentuch, Vorhangstoff, Handtücher, Baumwolltuch, Hemdenflanell, Weisses Makotuch, Stuhltuch, Frottierhandtücher, Damentaschentücher, Wischtücher.

Ungeheuer vorteilhaft!

Weisses Hemdentuch, mittelstarkfläd. geschloss., vorzügl. Qualität für sehr solide, besonders haltbare Wäschestücke. Weil dieses Tuch ohne Appretur hergestellt ist, wird dasselbe in der Wäsche statt leichter, noch dichter. 80 cm breit. Ausnahmepreis per mtr. nur 0,36

Bei Bestellung genügt Angabe der Nummer mit je der gewünschten Meter- od. Stückzahl Abgabe von jedem Artikel bis 100 Meter bzw. bis 20 Dutzend an einen Kunden. Versand erfolgt per Nachnahme von 10,— Mk. an, portofreie Lieferung von 20,— Mk. an

Meine Garantie: Zurücknahme jeder Ware auf meine Kosten, welche trotz der Güte und Billigkeit nicht entsprechen sollte. Zurückzahlung des vollen, ausgelegten Betrages auch dann, wenn Sie nicht die vollste Überzeugung haben, dass Sie meine Waren unter Berücksichtigung der guten Qualitäten aussergewöhnlich günstig erhalten haben!

Josef Witt, Weiden 392 Oberpf. Webwaren — Fabrikation — Ausrüstung — Versand